

Siebentes Buch.

Geschichte der romanischen Kunst bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Historische Uebersicht.

Wir sind darüber einig, dass das Wesen des Mittelalters, dasjenige was uns berechtigt und nöthigt es als eine eigene, in sich abgeschlossene Periode zu behandeln, nicht in einem Aeusserlichen, etwa in der physischen Existenz der dazu gehörigen Völker, sondern in jener früher geschilderten idealen christlichen Stimmung zu suchen ist, welche alle menschlichen Verhältnisse nach höherer, offenbarter Regel behandelte und die Natur nur als den Schauplatz oder das Spiegelbild dieser Offenbarung betrachtete. Daraus ergiebt sich dann die richtige Begrenzung des Mittelalters von selbst. Es beginnt mit dem Entstehen dieser Auffassung, es hört auf, sobald sich eine andere Betrachtungsweise geltend macht. Daher durfte das fünfzehnte Jahrhundert nicht mehr dazu gerechnet werden; die Formen und Institutionen des Mittelalters bestanden zwar noch, aber der Geist war aus ihnen gewichen, und seit dem Beginne jenes Jahrhunderts zeigen sich schon in bewussten und noch mehr in unwillkürlichen Aeusserungen die Regungen eines neuen Geistes, der nicht mehr bloss aus der Tradition, sondern auch aus der Natur schöpft und in ihr eine berechtigte Macht anerkennt, desselben Geistes, der im weiteren Verlaufe der neueren Geschichte sich mehr und mehr entwickelt.

Wenn man das Mittelalter in diesem Sinne auffasst, steht dann nichts entgegen, es in die drei naturgemässen Epochen des Wachstums, der

Blüthe und der Abnahme einzutheilen. Die erste Epoche wird vom zehnten Jahrhundert bis gegen die Mitte des zwölften gehen, wo die Ideen des abendländischen Gemeinwesens, der geistlichen und kaiserlichen Macht, des Lehnwesens und Ritterthums reifen und endlich nach vielen Kämpfen zur Ausbildung eines sie alle berücksichtigenden Systemes führen. Die zweite Epoche, die sich bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erstreckt, zeigt die rasche und durchgängige Anwendung dieses Systems auf alle Einzelheiten, die Vollendung, soweit sie möglich war, bei noch frischer und ungetrübter Begeisterung. Die dritte beschäftigt sich mit einer Zeit, wo man im Besitze des Errungenen ruhte oder schwelgte und schon begann, die Form für das Wesen zu nehmen, und wo endlich die dadurch entstandenen Conflicte die Entstehung neuer Ansichten beförderten. Einer näheren Rechtfertigung dieser Eintheilung in Beziehung auf die allgemeine Geschichte bedarf es hier nicht. In kunsthistorischer Beziehung entspricht die erste Epoche der Zeit des rein romanischen, die letzte der des vollendeten gothischen Baustyls, während die mittlere den Uebergang, aber im weiteren Sinne des Wortes darstellt, und mithin sowohl den s. g. Transitionsstyl als den frühgothischen umfasst. Wenn dies weniger bequem erscheint, als eine Zweitheilung, welche die romanische und die gothische Kunst völlig sondert, so hat es den Vorzug, die innere Geschichte der Formen, ihre Entwicklung und ihren Zusammenhang anschaulicher zu machen und dem wirklichen Hergange zu entsprechen, wo in der That eine so scharfe Grenze nicht eintrat, sondern eine längere Zeit hindurch Werke der einen und der anderen Art nebeneinander entstanden.

Eine weitere Consequenz dieser Gliederung der Geschichte ist die, dass Italien nicht immer im Vortrage den anderen Ländern eingereiht werden kann. In der ersten Epoche schliesst es sich noch näher an sie an, zeigt wenigstens die eine Seite des Hergangs, die Beibehaltung der immer mehr erbleichenden Traditionen des Alterthums, während es in der Entwicklung der neuen dem Mittelalter eigenthümlichen Formen des Lebens sowohl wie der Kunst zurückbleibt. Allein schon in der zweiten nimmt es, freilich mit Benutzung der in den nordischen Ländern gereiften Erscheinungen, einen selbstständigen Aufschwung, geht sofort wenigstens theilweise über die Grenzen des eigentlichen Mittelalters hinaus und beginnt die erste Ausbildung derjenigen Richtung, deren weiteres Fortschreiten die neuere Geschichte begründete. Diesen Entwicklungsgang werden wir daher in Italien allein betrachten und dadurch den Uebergang zu der künftigen Periode gewinnen.

Die erste Epoche, deren Betrachtung wir jetzt beginnen, trägt überwiegend ernste, strenge Züge. Es ist die Zeit, wo die allgemeine Verwilderung die Gewissen erregt, die Furcht vor göttlichen Strafen die Sehnsucht nach höherer Hilfe erzeugt hat, wo die Bussfertigkeit und Frömmigkeit der Völker sich jugendkräftig und gewaltsam äussert, wo, von ihr getragen, die Hierarchie sich ausbildet und das kirchliche Element allen Erscheinungen sein Gepräge aufdrückt. Darin liegt die Grösse und Bedeutung, aber auch die Schwäche der Zeit.

Das System des Mittelalters war nicht eine künstlich ausgeklügelte Theorie, sondern ein Erzeugniss der Verhältnisse, ein Compromiss zwischen mehreren entgegenstehenden Ansprüchen. Es trat daher auch nicht mit einem Schlage ins Leben, sondern nach und nach durch Erprobung der Kräfte und durch einen geschichtlichen Entwicklungsprozess, der mit dem Allgemeinen, mit den Anforderungen an die Gestaltung des Ganzen beginnt und erst später zur Durchbildung des individuellen Lebens gelangt. Die Ideen, auf welchen jenes System beruht, erwachen, ringen sich aus dem Chaos sittlicher Verwilderung empor, bemächtigen sich der Gemüther; aber sie tragen noch unbestimmte, phantastische Züge, sind noch nicht ausgeglichen und verarbeitet. Sie wirken gerade dadurch um so mächtiger und ergreifender, aber nicht mit ruhiger Gesetzlichkeit, sondern in gewaltsamen Erregungen, reizen dadurch zu gesteigerten, übermässigen Ansprüchen und erzeugen wilde Kämpfe theils jener neuen Ideen gegen die noch ungebrochenen Begierden und die Gewohnheiten einer zügellosen Zeit, theils aber auch der verschiedenen Formen, unter welchen jene Ideen sich von verschiedenen Standpunkten darstellten. Nur dass in dieser stürmischen Bewegung der leitende Gedanke stets aufrecht blieb und wie die feste Hand des Steuermannes das gefährdete Schiff immer wieder in die rechte Bahn leitete. Es war dies der theokratische Gedanke, der Gedanke der Herstellung eines unmittelbar nach den Vorschriften des Christenthums regierten Gemeinwesens. Wie dieser Gedanke auszuführen, wem diese Regierung anzuvertrauen, wie sie mit den Anforderungen der individuellen Freiheit zu vereinigen sei, das war der Gegenstand des Streites. Aber der Gedanke selbst war unbestritten, beherrschte alle Gemüther, erhielt selbst durch die Frevel und Gewissensbisse, die jener Streit erzeugte, stets neue Nahrung. Dieser Gegensatz zwischen der gläubigen Festigkeit des allgemeinen Gedankens und der Ungewissheit seiner näheren Bestimmungen gehört zu den charakteristischen und verhängnissvollen Zügen dieser Epoche, weil er zu hartnäckiger Vertheidigung schroff entgegenstehender Meinungen und zu individueller Willkür verleitete. Es war ein Zeitalter des Kampfes, aber eines Kampfes, der zur Ordnung, zur Gestaltung des Lebens führte, es war die heroische Zeit, das Jünglings-

alter der christlichen Geschichte. Auch die Völker haben, wie die Individuen, auf dieser Entwicklungsstufe neben starker sinnlicher Reizbarkeit und Begehrlichkeit eine grosse Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit für abstracte Ideen, welche dann aber, weil noch nicht nach allen Seiten durchdacht, leicht Widersprüche und Schwankungen, Conflict und Kämpfe hervorrufen. Die Ideen bedürfen dabei, um sich zu klären, persönlicher Vertreter, welche sie den widerstrebenden Massen gegenüber mit der Heldenkraft ihres Willens und ihres Arms durchsetzen, freilich aber auch dabei aufeinanderstossen und in erbitterte Kämpfe gerathen. Es ist daher ein Zeitalter tragischer Ereignisse und plötzlichen Wechsels der Schicksale, wo die Erhabenheit der Ideen und die hingebende Begeisterung seltsam mit den Aeusserungen des Eigennutzes und der Rohheit contrastiren, die sich ebenso massenhaft zeigen. Aehnliche Gegensätze finden sich bei allen Völkern in ihrer Frühzeit, aber sie erscheinen gerade hier auffallender, weil die Ideen abstracter gefasst sind. Einen Homer, der mit ungeschminkter Wahrheit schildert, konnte diese Zeit nicht hervorbringen, aber sie hatte doch gewisse Aehnlichkeiten mit der, in welcher er lebte, und selbst die unbehülfliche Latinität der Chronisten lässt Züge erkennen, die an die homerischen Helden erinnern. Dieselbe Einfachheit und Derbheit der Sitten, dieselbe Naivetät des Ausdrucks, die Offenheit leidenschaftlichen Begehrens und dann wieder die weiche Gutmüthigkeit, welche dem rauhen Krieger plötzliche Thränengüsse entlockt. Nur freilich finden wir bald, dass wir nicht Griechen, die schon durch blossen Instinct zum Edlen und Schönen geneigt sind, sondern harte, trotzig Naturen, maasslos in Genüssen und im Zorne, vor uns haben. Es ist nicht zu leugnen, dass die germanischen Völker in dieser Epoche starrer und unlenksamer sind, als in den Tagen Theoderich's und Karl's; die Aeusserungen sind greller, gewaltsamer, die Charaktere eigenwilliger und oft bössartiger, zu einer sanften schonenden Erziehung waren sie daher nicht geeignet, die Kirche musste ihnen gegenüber mit unbeugsamer Strenge auftreten. Aber ein gewisses Recht hatte ihre natürliche Anlage doch auch, jene Anforderungen der Kirche versetzten daher die Gemüther in Widerspruch mit sich selbst und erreichten selten eine bleibende Wirkung. Dazu kam, dass die Kirche selbst keineswegs unbedingt über den Laien stand. Auch sie bedurfte der germanischen Volkskraft; nur aus diesen kräftigen Stämmen konnte sie ihre Vorkämpfer und ihre treuen Schaaren erhalten. Jenes Element roher Derbheit lebt daher auch in der Kirche, das Gefühl des Widerstrebens stellt sich auch bei ihren Dienern ein. Daher neben den vorherrschenden Zügen strenger, grossartiger, aber auch oft pedantischer Regelmässigkeit so wie ernster kirchlicher Weihe auch ein Zug des Trüben und Elegischen. Man liebte sonst wohl das Mittelalter im Ganzen mit dem Bei-

worte des finsternen zu bezeichnen; so wenig es in den späteren Jahrhunderten diesen Namen verdient, für diese Anfangszeit ist er nicht unpassend. Denn allerdings jene wohlthätige Klarheit der Civilisation, welche, gleich dem Tageslichte, den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen leicht erkennbar macht, den Ereignissen den täuschenden Schein des Wunderbaren entzieht und den Entschlüssen und Handlungen grössere Sicherheit giebt, fehlte diesen Jahrhunderten. Aber das Licht des Tages zerstreut uns durch die Menge der Einzelheiten, während in der Dämmerung die ruhig grossen Massen des Weltganzen anschaulich werden und das Gemüth zu andächtiger Beschauung anregen. Auch die moralische Dämmerung dieser Jahrhunderte war daher unzweifelhaft günstig, um die Gemüther zu frommer Ergebung zu stimmen.

Der theokratische Gedanke, den wir als den leitenden dieser Epoche betrachten dürfen, war nicht neu. Schon Karl der Grosse hatte ihn gefasst. Schon sein Ziel war es gewesen, die Völker christlich zu durchbilden und zu regieren. Aber indem er diese Aufgabe in naiver und patriarchalischer Weise durch die persönliche Thätigkeit des Monarchen erreichbar glaubte, und die Rücksichten verkannte, welche die nationalen Verschiedenheiten und die individuelle Freiheit erforderten, hatte er jenen Verfall seines Reiches herbeigeführt, der bald nach seinem Tode ausbrach. Seine Nachfolger, die seine Ansprüche, aber nicht seine persönliche Energie geerbt hatten, vermochten nicht mehr die Einheit des Abendlandes zu erhalten, das nun zu einer wehrlosen Beute der herandrängenden Araber, Normannen und Ungarn wurde. Dieser Verfall der weltlichen Macht leitete die Blicke nothwendig auf die Kirche. Einer gläubigen, an die Erwägung verwickelter Verhältnisse nicht gewöhnten Zeit lag es nahe, von ihr Hülfe zu erwarten, damit sie die Fürsten in Einigkeit und in den Schranken des Rechtes halte. Es kam daher darauf an, ihr die dazu nöthige Gewalt zu verschaffen, und die pseudoisidorische Sammlung, bekanntlich das betrügerische Werk eines unbekanntes wahrscheinlich fränkischen Clerikers, beweist, wie ernsthaft man über die Mittel zu diesem Zwecke nachdachte. Allein das sittliche Verderben, von dem ja auch dieser Betrug Zeugnis ablegt und das selbst den römischen Stuhl ergriffen hatte, vereitelte vorläufig die Ausführung solcher hierarchischen Pläne. Hier konnte nur das weltliche Schwert steuern, die Kirche selbst bedurfte seines Schutzes, um sich vor Eindringlingen zu bewahren. Es blieb daher zunächst bei dem imperatorischen Gedanken Karls des Grossen, so jedoch, dass derselbe durch die inzwischen eingetretenen Aenderungen eine andere Gestalt erhielt. Karl hatte noch die Zustände vor sich gehabt, welche die Völkerwanderung gebildet, das Beisammenwohnen von Germanen und Römern, welche von keinem festen nationalen Bande umschlossen waren.

Auch jetzt noch waren die Verhältnisse der verschiedenen Länder einander sehr ähnlich, und die Kirche, indem sie das gesammte Abendland mit einem Netze von geistlichen Anstalten überzog, mit gleicher Sprache, in gleichem Geiste überall wirkte, verstärkte diesen Schein vollkommener Gleichheit. Aber daneben zeigten sich schon die Anfänge nationaler Neubildung, welche Berücksichtigung erforderten und dem päpstlichen Willen Widerstand entgegensetzten oder Hülfsmittel darboten.

Es ist auffallend aber erklärlich, dass hierin Deutschland, das zum Theil erst durch Karl den Grossen bekehrte und an Civilisation jüngste unter den Völkern des Abendlandes, den romanischen Nationen vorausging. Während diese durch die Mischung von Germanen und Romanen in einen Zustand fast völliger Auflösung gerathen waren, hatten sich in Deutschland die socialen Verhältnisse, der Gemeindeverband, die Rechtsgewohnheiten noch im Wesentlichen erhalten. Eine einige Nation hatten die Deutschen noch nie gebildet, das Gefühl nationaler Einheit war ihnen fremd, aber um so fester waren die Bande der Gemeinden und der Stämme, und diese einzelnen Volksstämme waren als Herzogthümer auch in der karolingischen Monarchie in ihrem Zusammenhange geblieben. Nachdem nun durch den Vertrag von Verdun das Reich der Ostfranken mit einer in Sprache, Sitten und Rechten gleichartigen Bevölkerung gegründet war, gewann das Gefühl der Zusammengehörigkeit denn doch so viel Kraft, dass nach dem Aussterben der thronberechtigten Linie des karolingischen Hauses die Stämme sich weder von einander löseten, noch sich den im westlichen Frankenreiche herrschenden Abkömmlingen Karls unterwarfen, sondern zur Wahl eines gemeinsamen Königs schritten. Jener Egoismus der Stämme, welcher schon die Germanen der Urzeit trennte, trat augenblicklich hinter dem Bedürfnisse der Vertheidigung gegen die räuberischen Nachbarvölker in Osten und Norden zurück. Deutschland erhielt daher schon jetzt die Gestalt einer politischen Einheit, während die romanischen Völker noch nicht einmal zur Bildung einer gemeinsamen Sprache gelangt waren. Dies Gefühl der Einheit wuchs dann natürlich durch den gemeinsamen, siegreichen Kampf gegen die Nationalfeinde und durch die bei dieser günstigen Gelegenheit hervortretende Gleichheit der Ansichten und Empfindungen. Neben den Mängeln des Naturzustandes hatte Deutschland auch die guten Eigenschaften desselben, Einfachheit und Empfänglichkeit, Wahrheitsliebe und Treue. Jene bekannten Hergänge, dass der Sachsenherzog die Königswahl ablehnte und auf den Franken hinwies, dann aber dieser sterbend wieder den Sohn jenes Sachsenherzogs empfahl, sind merkwürdige Beweise von der Kraft des Gemeinnes. Hier war wirklich jungfräulicher Boden, auf dem die Saat des Christenthums rasch gedieh, hier war die politische Aufgabe minder ver-

wickelt, es bedurfte nur schlichten Verstandes und festen, durchgreifenden Willens, um die Ordnung herzustellen und die reichen Kräfte der Nation zu leiten. Der richtige Sinn des Volkes wusste die Männer zu finden, deren es bedurfte. Die ersten Fürsten des sächsischen Hauses, Heinrich und Otto, sind wahrhaft grosse Männer, einfache, gediegene Charaktere, kräftig, rastlos thätig; ihre Rechtlichkeit und Milde fanden bei Deutschen und Ausländern Anerkennung¹⁾. Aber ihre Grösse hat etwas bäuerisch Derbes; sie halten sich schlechthin an das augenblicklich Nöthige und Nützliche. Eine grosse gesetzgeberische Thätigkeit, lange vorbereitete, fein berechnete Pläne sind nicht ihre Sache. Sie glauben Alles durch persönliches Wirken durchsetzen zu müssen, aber sie treffen meistens das Richtige. Auch hatten sie ein zwar rohes, aber unverdorbenes Volk vor sich, dass die Segnungen staatlicher Ordnung zu schätzen wusste und seinen Fürsten dankbar entgegen kam. So gelang es ihnen, im Inneren des Landes Frieden und Ruhe herzustellen, im Auslande Ansehen und Macht zu erwerben. Es verbreitete sich über Deutschland ein Gefühl bisher unbekanntes Wohlbehagens; die Chronisten rühmen, dass die Welt glücklich war, so lange Otto das Scepter führte; sie wagen es auszusprechen, dass das goldene Zeitalter zurückgekehrt sei²⁾. In der That erlangte Deutschland durch Otto's kräftiges Walten eine innere Einheit, wie vielleicht zu keiner anderen Zeit. Von der Trennung geistlicher und weltlicher Gewalt war noch nicht die Rede. Die deutsche Geistlichkeit, so angesehen und thätig sie war, bildete mehr einen Stand hochgestellter Beamten, als eine widerstrebende und feindliche Macht. Auch von weltlicher Seite hatten diese Fürsten keinen grossen Widerstand. Das Lehnwesen war erst im Werden, die Rechte der Herzöge waren sehr unbestimmt und jedenfalls nicht erblich, so dass die Könige sie ihren Anverwandten und Anhängern verleihen konnten. Deutschland gelangte so zu einer gewaltigen Macht, der im ganzen Abendlande keine andere auch nur entfernt gleich kam. Ueberall zeigte sich sein Einfluss. Die heidnischen Völker im Osten und Norden, Böhmen, Wenden, Ungarn, Polen, Dänen schlossen sich Deutschland an oder wurden doch durch die zur Abwehr ihrer Angriffe gegründeten Marken in Zaum gehalten; deutsche Priester drangen in alle diese Länder und begannen das Werk der Bekehrung. Im Westen war

¹⁾ Widukind (bei Pertz Monum. Scr. III. p. 435) von Heinrich sprechend: Regum maximus Europae omni virtute animi corporisque nulli Secundus, relinquens filium sibi majorem. — Wilhelm v. Malmesbury (ed. Hardy, p. 101), Otto maximus, nihil probitatis debens omnibus ante se imperatoribus, virtute et gratia mirabilis,

²⁾ Mundus erat felix dum Otto sceptrum gerebat. Chronogr. S. bei Leibnitz, I. S. 187. — Temporibus suis aureum saeculum. Thietmar Mers.

Lothringen schon durch König Heinrich dem deutschen Reiche wiedergewonnen, Burgund in ein Schutzverhältniss zu Otto getreten, das späterhin zur Besitznahme führte, in Frankreich das Königthum der letzten Karolinger so geschwächt, dass es sich nur durch Otto's Einfluss und Gebot gegen die Uebermacht der grossen Vasallen erhielt. Auch nach Italien, wo der Königstitel die Beute abenteuernder Fürsten geworden war, trug Otto seine Waffen, erwarb sich in der aus der harten Gefangenschaft des Usurpators befreiten Wittve des letzten Königs eine Gemahlin und betrachtete sich nun selbst als König der Longobarden. Der Gedanke des Kaiserthums war noch immer in den Völkern lebendig, hatte aber allmählig durch den Einfluss germanischer Vorstellungen eine etwas veränderte Bedeutung erhalten; man dachte nicht mehr, wie noch in den Tagen Karls des Grossen, an eine römische Weltmonarchie, sondern mehr an ein lehnherrliches Verhältniss, an die Obergewalt des mächtigsten Fürsten über mehrere Völker. In diesem Sinne war Otto in der That factisch im Besitze der kaiserlichen Gewalt, und es konnte nicht fehlen, dass er nach der legalen Anerkennung derselben trachtete. Diese blieb denn auch nicht lange aus; Johann XII. zwar ein unwürdiger, durch weltliche Gewalt dazu gelangter, aber doch immer der rechtmässige Papst, rief ihn in seiner Bedrängniss herbei, um ihn durch die Kaiserkrone zum Schutzherrn der Kirche zu weihen. Otto empfing die Krone, gewährte den verlangten Schutz, nahm es nun aber mit den ihm durch diese neue Würde übertragenen Rechten und Pflichten so ernst, dass es sehr bald zu Conflicten kam. Um tumultuarische, gewaltsame Wahlen des römischen Bischofs zu verhindern, wie sie im Laufe dieses Jahrhunderts zum grossen Aergerniss der Christenheit so oft vorgekommen waren, liess sich Otto von den Römern einen Eid schwören, dass sie fortan nur mit ausdrücklicher Zustimmung und Bestätigung des Kaisers einen Papst wählen und weihen wollten, und als bald darauf Johann XII. sich offen auflehnte, mit den Feinden des Reiches, selbst mit den Arabern in Verbindung trat, versammelte Otto eine Synode in Rom, in welcher unter seinem Vorsitze jener auf Grund seines unwürdigen und ungeistlichen Lebens abgesetzt und demnächst durch das römische Volk unter des Kaisers Genehmigung ein neuer Papst gewählt wurde.

Durch diese Hergänge waren neue und sehr merkwürdige Verhältnisse begründet. Das Kaiserthum war wiederhergestellt und bleibend an das deutsche Königthum geknüpft, zugleich aber mit dem Papstthum in enge Beziehungen gebracht, welche sich lange in gleicher Weise erhielten. Den Kaisern stand das Bestätigungsrecht zu, welches, da das römische Volk meistens gern ihrem Vorschlage folgte, factisch zu einem Rechte der Ernennung wurde, sie übten überdies eine Controlle über ihre Handlungen

aus, indem sie Synoden beriefen, auf denen unter ihrem Vorsitze über die Klagen gegen den Papst erkannt und wiederholt ihre Absetzung beschlossen wurde. Es war dies eine Art dictatorischer Gewalt, welche den Kaisern im Interesse der Kirche anvertraut war. Man betrachtete es auch wohl wie ein kirchliches Amt, das den Inhabern der höchsten weltlichen Macht von Gott selbst verliehen war¹⁾, und rechnete darauf, dass sie als die Schutzherren alles Rechtes mit Gewissenhaftigkeit und wahrer Sorge für die Kirche verfahren würden. Und darin irrte man sich nicht; Kirche und Staat waren zu sehr verwachsen, um sich zu trennen. Wenn die Kirche des Staates bedurfte, um sie gegen rohe Gewalt zu schützen, so bedurfte dieser ihrer Hülfe zur Bekehrung des Volkes und zur Verbreitung friedlicher Gesinnungen unter demselben. Sie war gewissermaassen Schule und Polizei. Ueberdies aber war, besonders in Deutschland, die Geistlichkeit mit ihrem gewaltigen Landbesitze und ihrem Reichthume die Bundesgenossin der Könige und die Stütze ihrer Macht. Während die weltlichen Vasallen die Erbllichkeit ihrer Lehen bereits erstritten hatten oder doch in Anspruch nahmen, während sie daher stets geneigt waren, sich zu verbinden, um ihre Rechte auf Kosten der Krone oder der Kirche auszudehnen, waren Bischöfe und Aebte die treuesten Vasallen des Königs, deren Leute den Kern seines Heeres bildeten, deren Schätze ihm zugänglich waren. Dazu kam, dass bei der herkömmlichen Unwissenheit der Laien die Rathgeber und Geschäftsführer des Königs nothwendig aus den Geistlichen genommen werden mussten, dass dadurch seine Kanzlei eine Bildungsschule für die höheren geistlichen Aemter wurde, deren Inhaber dann zu denselben den monarchischen Sinn mitbrachten, den sie sich während ihrer höfischen Laufbahn angeeignet hatten. Diese Verbindung des Königs mit seiner Geistlichkeit wurde natürlich durch die Kaiserwürde und die Schutzherrlichkeit über das Oberhaupt der Kirche bedeutend gekräftigt. Dazu kam dann aber, dass die kirchliche Strömung noch immer steigend war, dass der Wunsch, die Kirche in ihrer Reinheit herzustellen und vor Aergernissen zu behüten, ein tiefer und allgemeiner war, und den Kaisern den kirchlichen Beruf, den ihre Würde ihnen gab, sehr wichtig und heilig erscheinen liess. Wir sehen sie daher im Ganzen redlich und mit Erfolg bemüht, die Sache der Kirche zu fördern, die geistlichen Aemter mit wür-

¹⁾ Bei Thietmar (VI. 8.) heisst der König: Vicarius Dei, bei Wipo (c. 3) wird Conrad II. Vicarius Christi genannt. Ein Abt redet Heinrich III. als Caput ecclesiae an. Giesebrecht Gesch. d. d. Kaiserzeit. II. 599. Heinrich II. stellt in einem Diplom die Kirchenregierung als das gemeinsame Geschäft des Kaisers und des Papstes dar. (Duo sunt quibus sancta Dei ecclesia specialiter regitur: Imperialis potestas et pontificalis auctoritas. Dasselbst 597.)

digen, frommen Männern zu besetzen, zur Abstellung von Missbräuchen und zur Einführung strengerer Ordnungen mitzuwirken. Allerdings vergassen sie die Interessen des weltlichen Regimentes nicht, und es blieb nicht aus, dass sie dabei die Grenzen überschritten und sich Eingriffe in die kirchlichen Befugnisse erlaubten. Aber die Stärke des Kaiserthums kam dann auch andererseits der Kirche zu statten und die Unbestimmtheit der Rechte machte solche Uebergriffe weniger fühlbar. Es ist eigenthümlich, wie wenig man in dieser Zeit das Bedürfniss nach festen, gesetzlichen Regeln hatte; alles war der Persönlichkeit und den augenblicklichen Machtverhältnissen überlassen. Wie die Wahl des Papstes durch das römische Volk war auch die der Könige durch die deutschen Fürsten ganz formlos selbst darüber, ob stets eine Wahl eintrete oder ob ein Erbrecht an der Krone stattfände, war man schwankend. Und ebenso wenig waren die Befugnisse des Königs den Herzögen und grossen Baronen gegenüber festgestellt. Vorstellungen, die von der Allmacht der römischen Imperatoren oder von theokratischen Begriffen hergeleitet waren, wechselten mit solchen, die mit der deutschen Gemeindeverfassung und der unbedingten Freiheit des Eigenthums zusammenhingen. Daher denn auch die Unmöglichkeit von fester Stelle aus zu regieren und die Nothwendigkeit alles persönlich durchzusetzen. Besonders in Deutschland scheint man eine Scheu vor schriftlichen Gesetzen gehabt zu haben. Die Capitularien Karls des Grossen geriethen in Vergessenheit und die Könige und Kaiser waren weit entfernt, dasselbe gesetzgeberische Recht, wie er, in Anspruch zu nehmen. Man entschied nach dem durch erfahrene Männer festgestellten Gewohnheitsrechte; wo dieses Lücken liess, wusste man sich kaum zu helfen. Die Frage, ob neben den Söhnen des Verstorbenen auch die von vorverstorbenen Söhnen abstammenden Enkel zur Erbschaft gelangen sollten, also eine einfache juristische Frage, war zweifelhaft; Otto der Grosse, statt sie selbst zu entscheiden oder durch den Rath der Fürsten entscheiden zu lassen, unterwarf sie einem Gottesgericht durch Kampf. Die Erblichkeit der Lehen, die im östlichen Frankenreiche und in Burgund bereits längst feststand, war in Deutschland noch nicht anerkannt, sondern nur in einzelnen Fällen durch Gunst gestattet. Conrad II. fand es seiner Politik angemessen, sie den ritterlichen Lehen zu bewilligen; er glaubte dadurch den niederen Adel zu gewinnen und so den Ansprüchen der Grossen um so sicherer entgentreten zu können. Aber während er in der Lombardei zu diesem Zwecke ein ausführliches Gesetz erliess, hielt er dies für Deutschland nicht nöthig oder rathsam. Diese Neigung alles der Gewohnheit und den Umständen zu überlassen, hing wohl mit der Pietät und den theokratischen Ansichten der Zeit zusammen; man nahm Anstand zwischen die göttlichen Gesetze, die man zu besitzen glaubte, und den wirklichen, von

Gott geleiteten Verlauf der Dinge das Menschenwerk bürgerlicher Gesetze einzuschieben. Aber sie sagte auch dem deutschen Charakter zu, der ein bequemes Hinausschieben fester Entschlüsse liebt und sich mit gutmüthigem Vertrauen gern persönlicher Leitung überlässt. Daher denn die auffallende Erscheinung, dass die energischen und klugen Fürsten, welche während der fast hundertjährigen Blüthezeit des deutschen Kaiserthums von Otto I. bis auf Heinrich III. auf dem deutschen Throne sassen, keinen Versuch machten, die Rechte, welche sie factisch und mit so günstigem Erfolge ausübten, namentlich auch ihr Verhältniss zum römischen Stuhle, durch bestimmte Gesetze oder Verträge festzustellen.

Nicht bloss an Macht sondern auch an Bildung gewann die deutsche Nation während dieses glücklichen Jahrhunderts den Vorrang vor den andern Völkern des Abendlandes. Es ist begreiflich, dass die Deutschen bei ihrem nationalen Erwachen die Mängel ihres bisherigen Naturzustandes erkannten und den Wunsch empfanden, sich die römische Bildung, auf welcher die Kirche beruhete und welche die Quelle der Civilisation war, anzueignen. Besonders machte sich dieser Wunsch am kaiserlichen Hofe geltend. Otto I., nachdem er die Kaiserkrone empfangen, war nicht mehr bloss ein deutscher Fürst, er hatte das verhängnissvolle Band seines Landes mit Italien geknüpft, er musste sich der Reihe römischer Imperatoren anschliessen. Für sich hatte er eine italienische Gemahlin erobert, für seinen Sohn warb er um eine byzantinische Kaiserstochter, sein Enkel war der Abkömmling dieser Griechin. Aber es blieb nicht bei diesen äusseren Beziehungen, die ganze jugendliche Kraft der Nation wandte sich mit Eifer und Erfolg auf klassische Studien. Was Ottfried im neunten Jahrhundert emphatisch gesagt hatte, dass die Welt von den Gedichten der Lateiner beherrscht werde, wurde nicht lange darauf gewissermaassen zur Wahrheit. Das Kaiserhaus ging voran. Otto's Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, war ein leidenschaftlicher Freund der Wissenschaft, der alle Gelehrten an sich zog, mit ihnen disputirte und seinen Bücherschatz auf seinen Reisen mit sich führte. Hedwig, Otto's Nichte, konnte im Griechischen unterrichten, Gerberga, eine andere Verwandte des kaiserlichen Hauses, war die Lehrerin jener Nonne Roswitha, welche geistliche Dramen, nach dem Vorbilde des leichtfertigen Terenz, dichtete. Allein diese Studien waren nicht eine blosse Mode des Hofes; sie wurden in den Klosterschulen mit solcher Gründlichkeit getrieben, dass anerkannterweise im elften Jahrhundert die deutsche Geistlichkeit den Vorzug grösserer Gelehrsamkeit vor der aller anderen Länder hatte.

Es ist auf den ersten Blick auffallend, aber bei genauerer Betrachtung erklärbar, dass diese Studien hier besseren Erfolg hatten, als bei den romanischen Völkern. Diese sahen die lateinische Sprache als ein ererbtes

Eigenthum an, auf das sie keinen grossen Werth legten und mit dem sie beliebig schalteten. Die Deutschen dagegen hatten, vermöge der völligen Verschiedenheit ihrer Landessprache, keine Veranlassung beide zu mischen, betrachteten die Latinität als Organ der Kirche und geistiger Ueberlegenheit mit Ehrfurcht, begriffen die Vorzüge des klassischen Styls, eigneten ihn sich mit Begeisterung an, hingen an diesem mühsam erworbenen Gute mit äusserster Liebe. Das brachte dann verschiedenartige Folgen hervor. Wir finden bei manchen Historikern des elften Jahrhunderts, bei Hermann dem Lahmen, Adam von Bremen und besonders bei Lambert von Hersfeld eine Klarheit der Gedanken und des Vortrags, verständige, milde Urtheile und einen weiten, ruhigen Ueberblick über die Verhältnisse, der uns zeigt, dass sie von ihren römischen Vorbildern nicht bloss die Form klassischer Rede erlernt haben. Man darf nicht zweifeln, dass diese Fortschritte der Gelehrten auf die Nation im Ganzen zurückgewirkt, ihre Civilisation beschleunigt haben. Allein es war damit andererseits eine Vernachlässigung, ein Aufgeben vaterländischer Traditionen verbunden, wie wir es selbst bei den romanischen Nationen nicht finden. Die Sagen des keltischen Stammes im Norden Frankreichs und im Süden Britaniens erhielten sich in lateinischen Uebersetzungen, um später wieder in die Nationaldichtung überzugehen. In Deutschland dagegen verschwanden jene alten Heldenlieder, die Karl der Grosse noch sammelte, und deren Reiz überall empfunden wurde wo deutsche Stämme sich niederliessen, fast gänzlich. Zu Otfried's Zeiten waren sie noch mächtig; er versuchte in seiner Evangelienharmonie, sie durch geistliche Dichtung in deutscher Sprache zu verdrängen¹⁾, aber auch darin fand er keine Nachfolger, die Dichtung wurde ausschliesslich lateinisch und gelehrt, und die Neigung, vaterländische Stoffe zu bearbeiten, zeigte sich nur ausnahmsweise und verschwand bald ganz²⁾. Die Sänger jener alten Lieder, sonst die Zierde der Feste, wurden zu niedrigen Possenreissern, denen ernstere Fürsten den Zutritt an ihren Höfen versagten³⁾. Auch in politischer Beziehung gab die Hinneigung zum Alterthume wenigstens einen sehr zweideutigen Gewinn. Selbst jene besseren

¹⁾ Otfried in der Vorrede der Evangelienharmonie bekundet diese Absicht: *ut ludum secularium vocum delerent, somnia inutilium rerum noverint declinare.*

²⁾ Die Bearbeitung der Sage von Walther und Hildegunde durch den Mönch Ekkehard zu St. Gallen vom Ende des 10. oder Anfange des 11. Jahrhunderts und die merkwürdige ritterliche Dichtung Ruodlieb sind die einzigen Beispiele der Behandlung vaterländischer Stoffe in lateinischer Poesie. Vgl. Jac. Grimm und Schmeller, lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, Göttingen 1838.

³⁾ Widukind beruft sich noch auf diese Sänger: *Ut a mimis declamabatur.* Heinrich III. dagegen, bei seiner Krönung in Ingelheim: *in vano histrionum favore nihil pendendo, utile cunctis proposuit exemplum, vacuos eos et moerentes dimittendo* (Glaber Radulph).

Historiker wenden römische, für ganz andere Verhältnisse ausgeprägte Phrasen auf deutsche Zustände an¹⁾, und diese an sich harmlose Pedanterei hatte die bedenkliche Folge, die Unklarheit der Begriffe zu steigern und die Könige und ihre Rathgeber zur Verfolgung von weitaussehenden, luftigen Planen zu verleiten. Die phantastische Richtung des jungen Otto III. war zwar eine vorübergehende Verirrung, welche seine Nachfolger nicht theilten; aber auch diese, Heinrich II. und Conrad II., obgleich welterfahrene, energische Männer, waren durch ihre grossen und vielfachen politischen Rücksichten zu sehr in Anspruch genommen, um den heimischen Institutionen die ihnen fehlende Festigkeit zu geben. Daher denn eine Reaction der alten noch ungebrochenen Rohheit gegen die in der ottonischen Zeit ihnen aufgedrungene Mässigung und Bildung, bei der es bald dahin kam, dass der Adel die Unwissenheit als eine Ehrensache seines Standes betrachtete²⁾, und sich, sobald der stets wandernde kaiserliche Hof den Rücken wandte, der alten Raubsucht und Fehdelust ungescheut überliess. Bei dem Mangel fester Gesetze und ausführender Behörden wussten die Kaiser kein anderes Mittel gegen diese Verwilderung, als dass sie unter Mithülfe der Geistlichkeit die Grossen und den Adel einzelner Provinzen dahin zu bestimmen suchten, den Landfrieden zu beschwören und sich, wenn sie denselben übertraten, gewissen Strafen zu unterwerfen. Allein auch dies reichte nicht weit, da die Bischöfe, aus dem Adel hervorgehend und durch ihre grossen Besitzungen in alle weltlichen Händel verwickelt, selbst von dieser Fehdelust ergriffen wurden, und durch ihre Gleichgültigkeit und Nachsicht auch die Klosterzucht und die Disciplin der Pfarrgeistlichen mehr und mehr erschlaffte. Daher denn das Bedürfniss und der Wunsch nach einer Reform der kirchlichen Institutionen, welche nach der bisherigen Verfassung nur von den Kaisern in Uebereinstimmung mit den Päpsten und Bischöfen durchgeführt werden konnte. Anfangs fehlte es auch an dieser Uebereinstimmung nicht, wenn sich auch einzelne Differenzen des weltlichen und geistlichen Standpunktes ergaben; allmählig aber machten sich andere, strengere Ansichten geltend.

Sie gingen nicht von Deutschland aus, sondern von Frankreich und Burgund, wo durch den Mangel einer kräftigen monarchischen Gewalt die

¹⁾ So lässt Widukind nach gewonnenen Schlachten Heinrich und Otto von ihren Heeren zu Imperatoren ausrufen; offenbar in falsch verstandener Anwendung einer antiken Phrase. Denn beide waren längst Könige, und dass die Kaiserwürde nicht vom Heere verliehen wurde, verstand sich von selbst.

²⁾ Wipo klagt die deutschen Laien im Gegensatze gegen die besser unterrichteten Italiener ausdrücklich eines Vorurtheils an: „Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur, ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.“ Panegyri. ad Henr. III. bei Canis. Lect. ant. II. p. 196.

Verwilderung noch viel höher gestiegen war, und namentlich die Bischöfe ergriffen und beim Schutze ihrer Territorien in eine ränkevolle Politik und in völlig weltliches Leben hineingezogen hatte. Von diesen Bischöfen oder von der Einwirkung des entfernten päpstlichen Stuhles Hilfe zu erwarten, schien hier vergeblich, nur die Strenge klösterlicher Zucht ausreichend. Aber auch diese war in den älteren, längst reich und üppig gewordenen Benedictinerklöstern erschlaft, so dass sich die Sehnsucht der Wohlmeinenden immer mehr zu dem Wunsche einer durchgreifenden klösterlichen Reform concentrirte. Dafür bot denn das Kloster Cluny die günstige Stelle, welches erst am Anfange des zehnten Jahrhunderts gegründet, daher frei von missbräuchlichen Gewohnheiten, und, durch ungewöhnliche Exemtionen direct unter die Aufsicht des römischen Stuhles gestellt, bald ein Sammelplatz derjenigen wurde, welche in asketischer Frömmigkeit und rücksichtsloser mönchischer Consequenz das Heil suchten. Schon der zweite Abt begnügte sich nicht mit der Regel des h. Benedict, sondern gab eine neue Ordnung mit strengerer Disciplin und grösseren Entbeh- rungen und Kasteiungen. Das Princip des Gehorsams und der Askese wurde bis zu den äussersten Grenzen durchgeführt und dies imponirte dem Zeitalter so sehr, dass der Ruf von Cluny sich bald über alle Länder verbreitete, dass andre Klöster sich derselben Regel und dem dortigen Abte unterwarfen, und geistliche und weltliche Fürsten Cluniacenser zur Reform ihrer entarteten Klöster herbeiriefen. Die folgenden Aebte wirkten in demselben Sinne und mit demselben Eifer und bald standen sie an der Spitze einer ausgedehnten, aus vielen bedeutenden Klöstern bestehenden Congregation, deren mittelbarer Einfluss sich über die ganze abendländische Christenheit erstreckte. Die Zeit war diesen Bestrebungen günstig. Wie lange hatte das Christenthum schon vergeblich gegen Rohheit, Laster und Fehdelust gekämpft; immer wieder hatte sich das Uebel erneuert. Da konnte man nur von energischen Mitteln, von durchgeführter klösterlicher Zucht Hilfe erwarten. Dazu kam, dass Gewissensangst, dass die Meinung von dem nahen Ende des tausendjährigen Reiches Vielen die Klöster als ein Asyl erscheinen liess, und dass dem herrschenden kriegerischen Geiste gerade solche äusseren und energischen Mittel, wie sie die Klosterzucht bot, besonders zusagten. Daher zeigten sich dann überall Regungen eines verwandten Geistes. In Italien, wo die Weltgeistlichkeit ein so böses Bei- spiel gab, traten der Calabrese Nilus und der h. Romuald als Reformatoren der Klöster auf, in Deutschland verliess der h. Adalbert sein Bisthum, um sich ganz dem asketischen Klosterleben zu unterwerfen. Aber immerhin blieb Cluny allein der Sitz des leitenden Gedankens, immer höher stieg der Ruf und die Macht seiner Aebte. Von den höchsten Fürsten, von den Päpsten, von den Kaisern wurden sie bei allen wichtigen Fragen zu

Rathe geizgen; sie konnten sich berufen glauben, eine Reform nicht bloss des Klosterwesens, sondern der gesammten Kirche herbeizuführen. Ihr Kloster erschien sich und andern als die Schule eines neuen Systems, das zu heilsamer Herrschaft fähig war und daher nach derselben streben musste. Es ist begreiflich, dass darin die mönchischen Gedanken vorwalteten, und dass die Begründer dieses Systems die Mittel, durch welche ihnen die Herstellung der Klosterzucht gelungen war, auch zur Herstellung der Kirche empfahlen. Sie verlangten also auch von der Weltgeistlichkeit asketische Enthaltbarkeit, Abgeschlossenheit von der Welt und endlich strenge Unterordnung und Obedienz unter das einzige Oberhaupt, also unter den Papst. Es war wiederum ein rein monarchisches System, in welchem aber der Papst allein die höchste Stelle einnahm und für den Kaiser kein Raum blieb. Die Priesterehe war bisher, wie in der apostolischen Zeit, gestattet und in allen Ländern verbreitet; der neuen Auffassung war sie ein Gräuel, sie musste auch für die Weltgeistlichen Ehelosigkeit fordern. Die höheren kirchlichen Stellen waren meistens mit Lehnsgütern ausgestattet, für welche sie dem Staate Dienste schuldeten und bisher ohne Bedenken geleistet hatten; dem neuen System war diese Unterordnung unter die weltliche Macht anstössig. Man übersah dabei, dass die Kirche sich nicht wie das Kloster von der Welt trennen lässt und besonders damals Kirche und Staat auf das Engste verwachsen waren, dass also die erstrebte Selbstständigkeit der Kirche nothwendig in die Herrschaft derselben über den Staat umschlagen musste. Niemand war sich anfangs dieser Consequenzen bewusst. Kaiser Heinrich III. war ein eifriger Beförderer der klösterlichen Reform, neigte sogar selbst zu mönchischer Devotion, unterwarf sich den Geisselungen durch Priesterhand, die damals als Bussübungen in Aufnahme kamen, zog nach seinen Siegen barfuss und in härenem Kleide von Kirche zu Kirche, bekannte sich offen zu den Grundsätzen von Cluny, dessen Abt er in seinen Briefen als seinen Bruder anredete. Aber er war weit entfernt auf die Rechte, welche seine Vorfahren über die Kirche ausgeübt hatten, zu verzichten, disponirte über ihre Güter mit unbeschränkter Gewalt, und die eifrigsten Anhänger des streng kirchlichen Systems, Leo IX. und selbst Hildebrand, der später der gefährlichste Gegner der kaiserlichen Ansprüche wurde, dachten noch nicht daran, ihm zu widersprechen. Sehr bald gingen indessen die Vertheidiger der Kirche weiter; derselbe Hildebrand, der im Namen der Römer Heinrich III. in der demüthigsten Weise gebeten hatte, den zu erwählenden Papst zu bestimmen, steigerte sich in wenigen Decennien so sehr, dass er nicht bloss die kaiserliche Bestätigung der Papstwahl ganz ignorirte, sondern dem Papste das Recht zuschrieb, Kaiser, Könige und alle Fürsten abzusetzen, die Unterthanen ihres Eides zu entbinden, ja jeglichen Besitz nach Verdienst zu verleihen.

Er hatte die Strömung der öffentlichen Meinung so sehr für sich, dass er augenblicklich die grössten Erfolge erlangte und dem bisher geübten Kirchenregiment des Kaisers in der That bleibend ein Ende machte. Aber er setzte seine hohen Ansprüche keinesweges durch, sondern hinterliess sie seinen Nachfolgern nur als einen Gegenstand des hartnäckigsten Kampfes.

In Beziehung auf das Verhältniss von Kirche und Staat umfasst daher diese Epoche zwei Zeiträume von entgegengesetzter Richtung; bis zum Tode Heinrich's III. die enge Verbindung beider Mächte unter der Leitung des Kaisers, von da an der Zwiespalt beider und der Anspruch der Kirche auf volle Selbstständigkeit und eigne Herrschaft. Allein dieser Gegensatz dringt nicht so tief, um die innere geistige Einheit der Epoche aufzuheben. Der Grundgedanke blieb in beiden Zeiträumen derselbe; die theokratische Monarchie, die Einheit von Kirche und Staat, die Gestaltung der sittlichen Welt nach kirchlichen Rücksichten. Ob an der höchsten Spitze dieser Monarchie der Kaiser oder der Papst stehe, war für das Verhältniss des Einzelnen zum Ganzen, für das Volksgefühl nicht wesentlich; die Unterwerfung unter die Kirche blieb immer dieselbe, denn auch die Kaiser hatten nur durch die Kirche geherrscht. Das Ganze bildete in dem einen wie in dem andern Falle eine absolute Monarchie, in welcher alles von obenher geleitet wurde, und die individuelle Freiheit noch keine legale Anerkennung fand, sondern sich nur zufällig und willkürlich äusserte. Nur darin besteht eine wesentliche Verschiedenheit beider Zeiträume, dass in dem zweiten vermöge des Zwiespaltes der regierenden Mächte die persönliche Individualität eine höhere Bedeutung und so allmählig eine Stellung gewann, welche zu einer andern Weltauffassung führte.

Diese allmähliche Umwandlung der Dinge hatte aber in den einzelnen Ländern ungleiche Folgen. Für Deutschland war sie verderblich. Die herzogliche Gewalt war geschwächt, der Gemeindeverband wenigstens nicht geschützt, feudale Rechte hatten sich überall gebildet und die alten volkstümlichen Institutionen gesprengt. Die Kaiser aber hatten, statt diese neuen Verhältnisse zu regeln und sich so an die Spitze einer feudalen Staatsordnung zu stellen, sich begnügt, mit Hülfe der Kirche die Laien zu beherrschen und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Als nun die Kirche, nachdem sie durch die Gunst der Kaiser zu fester Ordnung gelangt war, sich von diesen emancipirte und nach voller Selbstständigkeit strebte, fand sie in den weltlichen Grossen des Reiches kräftige Bundesgenossen, welche, durch die energische Politik der Kaiser beengt, diese Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Rechte benutzten. Diesem Angriffe von zwei Seiten vermochte das Kaiserthum nicht zu widerstehen. Es mag richtig sein, dass Heinrich IV. die Demüthigung von Canossa und überhaupt sein tragisches Schicksal durch sein leidenschaftliches und tyrannisches Verfahren ver-

schuldete hatte. Aber auch ein energischer und besonnener Kaiser hätte das Verderben nicht abwenden können. Die bisherige Stellung des Kaiserthums, auf welcher die Blüthe der deutschen Nation beruhete, war mit den Ansprüchen des neuen hierarchischen Systems unvereinbar, und der langwierige Kampf zwischen beiden unvermeidlich, bei dem dann, da jede der beiden grossen Mächte die Consequenz anerkannter Sätze und Rechte für sich hatte, nicht einmal eine allgemeine und warme Begeisterung aufkam, sondern ein zwiespältiges unsicheres Wesen, welches allen eigennützligen Motiven offenes Feld gab.

Günstiger gestalteten sich die Dinge in Frankreich. Während der Blüthezeit Deutschlands war es in vollem Verfall. Nach den schwachen Karolingern war zwar ein neues Königsgeschlecht emporgekommen, aber auch die Kapetinger waren ausserhalb des eignen Herzogthums ohne Gewalt. Zwar hatten während der langen Dauer des schwachen Regimentes die Vasallen überall das Erbrecht ihrer Lehen errungen, und somit eine gewisse Gleichförmigkeit der Rechte, die Grundlage einer neuen Staatsordnung, geschaffen. Aber die Gährung, welche durch dieses Streben entstanden war, hatte eine Fehdelust erzeugt, welche das Land verheerte. Im südlichen Frankreich und Burgund, wo die römische Bevölkerung dichter und gebildeter war, wo wohlhabende, durch Handel und Gewerbfleiss blühende Städte bestanden, hatte zwar der ritterliche Adel leichte, gefällige Sitten angenommen und sich einem bewegten und anmuthigen Festleben hingegeben, dem selbst der Schmuck einer leichten ritterlichen Poesie nicht fehlte. Aber gerade dieses Festleben steigerte die Begehrlichkeit und die Streitsucht, deren verheerende, blutige Folgen dann mit der Ueppigkeit der Höfe und dem friedlichen Treiben der Städte grell contrastirten. Gerade auf diesem Boden war es, wo Cluny aufkam und die strenge, von ihm ausgehende Richtung die grössten Erfolge hatte. Eine leidenschaftliche Stimmung wie diese ist den Gewissensbissen ebenso zugänglich wie den Reizungen der Lust oder des Zorns, und ist gern geneigt, die begangenen Ver-sündigungen durch das heroische Mittel äusserlicher Büssungen und strenger Entsagung zu sühnen. Daher denn eine eigenthümliche Mischung kriegerischen Sinnes und kirchlicher Devotion. Man sah die streitlustigen Ritter sich harten Büssungen unterwerfen, im Pilgerkleide Wallfahrten nach heiligen Stellen antreten, dann aber wieder mit unverminderter Fehdelust zu den Waffen greifen. Allmähig aber wurde jene kirchliche Stimmung, die von Cluny ausging, so stark, dass der Clerus versuchen konnte, das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Synoden verkündeten unter freudiger Zustimmung des Volkes ein Friedensgebot, das allen Streitigkeiten ein Ende machen sollte, und, wenn auch diese allzuweit gehende Forderung aufgegeben werden musste, gelang es doch die hervorragenden Persönlichkeiten dazu zu bestimmen, dass sie die s. g. Treuga

Dei beschworen, die Verpflichtung, sich bei Vermeidung scharfer Kirchenstrafen während der einen Hälfte der Woche des Kampfes zu enthalten. In Deutschland und Italien, wo es an obrigkeitlicher Hülfe nicht ganz fehlte, fand dieser Gedanke keinen Anklang, in Südfrankreich und Burgund und demnächst auch in den nördlichen Provinzen Frankreichs dagegen schlossen sich fast Alle der neuen Verbrüderung an. Sie war von den wichtigsten Folgen; sie zuerst gab den Rittern das Gefühl einer geschlossenen Genossenschaft mit gewissen Standesrücksichten und Pflichten, sie zuerst zeigte die Möglichkeit, den Waffengebrauch zu mässigen, zu adeln, ihn mit den Anforderungen der Kirche und des Christenthums zu versöhnen. Der Eid auf die Treuga Dei gab das Vorbild und den Anhaltspunkt für jenen ausführlicheren Eid, der bei dem Ritterschlage abzuleisten war und der die Summe der ritterlichen Moral umfasste. Mit der Treuga Dei beginnt die Entwicklung des Ritterthums. Bald darauf findet sich auch schon die Spur von Turnieren, von einer Gemeinschaft, welche die Nothwendigkeit herbeiführte, auf die sittliche Haltung der Standesgenossen zu achten und selbst für eine angemessene Erziehung derselben zu sorgen. Der ritterliche Unternehmungsgeist war also mit religiösen und moralischen Rücksichten in Verbindung gebracht, fand in ihnen einen Gegenstand erlaubter Begeisterung und konnte sich, ohne auf Selbstständigkeit und weltliche Freiheit zu verzichten, in Thaten und Aufopferungen zu Ehren Gottes und seiner Heiligen auslassen. Bald wetteiferten Ritter und Edelfrauen in den niedrigsten körperlichen Diensten für die Erbauung von Klöstern und Kirchen, bald pilgerten die Kampflustigen nach Spanien, um sich der einheimischen, unchristlichen Fehdelust zu entziehen oder die im Kampfe begangene Sünde in neuem Kampfe gegen die Ungläubigen abzubüssen. Immer häufiger wurden die Wallfahrten nach dem Grabe des Herrn selbst, und die Rückkehrenden reizten durch die Schilderung erduldeten Leiden die Phantasie ihrer Zuhörer und den Zorn gegen die Saracenen, die unwürdigen Besitzer der heiligsten Stätten. Der Gedanke des Kreuzzugs war reif und wurde plötzlich zur That.

Die Kreuzzüge gaben den Anstoss zu einer durchgreifenden Umgestaltung aller Verhältnisse. Zunächst bewirkten sie die völlige Ausbildung des Ritterthums; in der gesteigerten Erregung, welche die Betretung des geweihten Bodens hervorbrachte, in den aus Demuth und Selbstgefühl gemischten Empfindungen der Sieger, bei der Nothwendigkeit einer Absonderung der Gebildeteren von dem grossen Haufen entwickelten sich die ritterlichen Begriffe mit allen ihren Consequenzen und wurden nach der Heimkehr mehr und mehr in Ausführung gebracht. Durch das Ritterthum bekam aber auch die ganze Laienwelt Anregung und Veranlassung zu freierer Entwicklung; das Streben der Städte nach bürgerlicher Freiheit,

der Fürsten nach Feststellung und besserer Anwendung ihrer Rechte, der Schule nach einer höheren Wissenschaftlichkeit, endlich der Völker im Ganzen nach geregelter Gebrauche der Nationalsprachen hatten von da ihren Anfang. Allerdings zeigten sich die Resultate dieser Bestrebungen erst in der folgenden Epoche recht deutlich, aber die Anfänge derselben fallen schon in diese, und das Bewusstsein grosser Ereignisse und zukünftiger Veränderungen versetzte die Welt in eine Spannung und Aufregung, welche allen Erzeugnissen einen eigenthümlichen Charakter verleiht.

Vorzüglich gilt dies von den romanischen Ländern. Deutschland war von diesem neuen Geiste weniger ergriffen; es hatte unter den Ottonen eine grosse Periode des Erwachens und schnellen Erblühens so eben durchlebt und hing an dieser Vergangenheit. Ungeachtet des harten Kampfes gegen die Hierarchie hatte das Königthum hier noch immer eine hohe Bedeutung. Es konnte augenblicklich erliegen, aber es blieb dem Begriffe nach bestehen, hob sich von Zeit zu Zeit wieder in ganzer Grösse, wurde angerufen und vorausgesetzt, griff an den entferntesten Stellen des grossen Reiches ein. Wie auch die einzelnen Glieder des Volkes denken, ob sie mehr für die Kirche oder für die Sache des Kaisers eifern mochten, stets hatten sie das Bild einer grossen Einheit vor Augen. Selbst der Kampf zwischen beiden Mächten, selbst das Leiden und die Schmach der Kaiser oder der Päpste gab ein grossartiges, tragisches Schauspiel, neben dem die Leiden und Freuden der Liebe oder des ritterlichen Lebens kleinlich erscheinen mussten. Auch war das Ritterleben hier in der That noch theils zu roh theils zu schlicht, von der Pflicht der Römerzüge und anderer Lehnsdienste zu sehr erfüllt, um poetische Eindrücke zu geben. Besonders aber stand das Verhältniss der deutschen Nation zur Kirche der romantischen Auffassung des ritterlichen Berufs entgegen. Bei dem immer wieder entbrennenden Kampfe des Kaiserthums mit den Päpsten musste jeder Einzelne für oder wider Partei ergreifen, eine Mischung geistlicher und weltlicher Elemente, wie sie dem Ritterthume zum Grunde lag, konnte hier nicht gedeihen. Dagegen zeigten die Städte dasselbe Freiheitsstreben wie in Frankreich, und die Fürsten begriffen ebensowohl wie dort, dass es ihr Vortheil sei, sie zu begünstigen. Allein dies bürgerliche Element, obwohl eine wichtige Neuerung, nährte nicht den hier ohnehin schwachen Keim der Ritterlichkeit, sondern trug dazu bei, den Sinn des Landes nüchtern zu erhalten. So finden wir denn auch Deutschland beim Beginne der Kreuzzüge; kein grosser Fürst aus national-deutscher Gegend betheiligte sich daran, und das Volk verhöhnnte die durchziehenden Kreuzfahrer als Wahnsinnige, welche Ungewisses statt des Sicherem erstrebend ihr Geburtsland thöricht verliessen¹⁾.

¹⁾ Quasi inaudita stultitia delirantes u. s. f. Ekkehard bei Marthene, V. 517.

Freilich verhinderten alle diese Umstände nicht, dass Deutschland sich der allgemeinen Strömung anschloss, dass es ein lebendiges Glied des durch so viele innere Bande zusammengehaltenen abendländischen Gemeinwesens blieb. Aber es ist am Schlusse dieser Epoche nicht mehr das vorherrschende Land, es bleibt stehen, während Frankreich und England schon im Uebergange zu der geistigen Richtung der folgenden Epoche begriffen sind. Es behält den schlichten Sinn, die klassische und theoretische Richtung, das Vorherrschen der allgemeinen und einfachen Verhältnisse, während sich dort ein phantastischer Aufschwung, eine geschickte Benutzung des Factischen, ein Streben nach Neuerungen, eine reiche Mannigfaltigkeit des Individuellen zeigt. Wir können diese Verschiedenheit in dem Gange der Ereignisse, in dem ganzen Ton der Geschichte dieser Länder beobachten, wir werden sie in der bildenden Kunst wieder finden, sie zeigt sich aber auch auf einem verwandten Gebiete, in der Poesie. Der poetische Gebrauch der Nationalsprachen begann, wenn wir von einzelnen metrischen Versionen der heiligen Schrift absehen, die schon früher vorkommen, hier wie dort erst gegen den Schluss des elften Jahrhunderts; das Loblied auf den heiligen Anno, den Erzbischof von Köln, und die provenzalischen Dichtungen des Grafen von Poitou sind die ersten namhaften Beispiele. In beiden erkennen wir schon die Regungen eines neuen Zeitalters, den Gebrauch des Reims und neuer Versmaasse, den Einfluss des christlichen und des germanischen Geistes. Aber jenes Loblied giebt, um auf den Heiligen, den es feiert, zu gelangen, eine Weltchronik, nicht ohne lebendige poetische Anschauungen, mit regem Sinne für das Gewaltige, Tragische der Verhältnisse, mit tiefem Ernst; es hält sich mehr im Allgemeinen. Bei den französischen Dichtern dagegen finden wir Liebeslieder, ritterlichen Uebermuth, durchweg die Rücksicht auf unmittelbare, persönliche Umgebungen. Und ebenso zeigt sich die Verschiedenheit in der lateinischen Literatur. Die Deutschen bleiben in dem Ton der einfachen Chronik oder erheben sich zu klassischen Formen; die Romanen mischen gern etwas Poetisches ein. Die Sprache ihrer Chronisten zeigt oft ihre innere Erregung, sie suchen gesteigerte Ausdrücke, lieben Uebertreibungen, bewegen sich gern in Antithesen, sehen überall helles Licht oder schwarze Finsterniss, Himmel oder Hölle. Die Einmischung von Versen in die Prosa fand schon früher statt, aber dann in Reminiscenzen aus antiken Dichtern, nicht als Regung eigener und nationaler Gefühle. Jetzt sind die antiken Maasse vergessen oder entstellt; es ist oft nur ein regelloser Wechsel von Reimen, in dem der Chronist sich ergiesst, aber er ist immer an einer für ihn bedeutsamen Stelle eingemischt. Wenn er die Veränderlichkeit menschlicher Dinge empfindet, wenn er einen interessanten Charakter schildern, Liebe oder Abneigung ausdrücken will, so ergeht er sich gern

in einem Wechsel des Gleichklanges, der die Beziehung der Gegensätze dem Ohre fühlbar machen soll, es entsteht eine reimartige Cantilena mit einzelnen Anfängen metrischen Tonfalles¹⁾. In andern Fällen kommt auch zufällig ein Gleichklang in die Feder des Schreibers, der ihn reizt, ähnliche Gleichklänge zu suchen; er schaukelt sich in diesem angenehmen Wechsel und wird aus Wohlgefallen daran geschwätzig. Vor Allem sind es kriegerische Ereignisse, ritterlicher Prunk, die in solcher Weise gefeiert werden²⁾. Man sieht in diesen kleinen Zügen den Geist der Unruhe, der einer neuen Gestaltung der Verhältnisse vorherzugehen pflegt, und vorläufig, bis er zum eigenen Gestalten kommt, die Harmonie des bisherigen Zustandes trübt.

Nachdem wir so die Verschiedenheit der Völker und den allgemeinen Entwicklungsgang innerhalb dieser Epoche betrachtet haben, bleibt mir noch übrig, einen Blick auf die Zustände des Privatlebens zu werfen. Zwar haben wir darüber nur spärliche Nachrichten, aber diese ergeben zur Genüge, dass es noch sehr einfach, anspruchslos und selbst roh war. Die altrömische Civilisation, welche unter der Herrschaft der Ost- und Westgothen noch bestand und deren Vortheile diesen verständigen Barbaren einleuchteten, war durch die späteren Jahrhunderte mehr und mehr zerstört, und altgermanisches Herkommen, kriegerische Wildheit und kirchliche Strenge wirkten gemeinschaftlich jeder Hinneigung zu milden oder gar weichlichen Sitten entgegen. Selbst die einfachsten Bequemlichkeiten, die in Byzanz längst hergebracht waren, z. B. der Gebrauch der Gabeln beim Essen³⁾, wurden verschmäht und galten als sündliche Ueppigkeit.

¹⁾ So spricht der Bischof Giraldus von den widerwärtigen Schicksalen König Heinrichs II. von England. Da sagt er denn mitten in seiner gehaltenen Prosa: Unde habere debuerat gaudium, inde gladium, unde securitatem, inde securim, unde pacem, inde pestem. (Wovon er haben sollte Segen, hatte er den Degen, wovon Heil, davon das Beil, wovon Freuden, davon Leiden.) Ebenso in der Charakterschilderung des Königs: Humilitatis amator, nobilitatis oppressor, superbiae calcator. (Der Niedrigkeit Wohlthäter, des Adels Unterdrücker, des Stolzes Zertreter.)

²⁾ Guibert v. Nogent († 1124, bei Raumer Handbuch merkwürdiger Stellen d. M. A. S. 190) schaltet bei der Belagerung von Nicaea einen Gesang von 97 Versen ein, in dem er weiter nichts sagt, als dass herrliche Thaten verrichtet wurden. In der Lebensgeschichte des Bischofs Meinwerk von Paderborn bricht der Schreiber (ein Mönch aus dem Anfange des 12. Jahrh.) bei Erwähnung der Klosterschule, offenbar in Erinnerung seiner eigenen Schulzeit, in Reimen aus: Quando ibi Musici fuerunt et Dialectici, enituerunt Rhetorici clarique Grammatici. Quando Magistri artium exercebant trivium, quibus omne studium erat circa quadrivium. Viguit Horatius, magnus et Virgilius, Crispus ac Sallustius et urbanus Statius. Ludusque fuit omnibus insudare verbis et dictaminibus jucundisque cantibus.

³⁾ Petrus Damianus (De institutione moniali, cap. XI. Opuscula Pars III.) führt unter andern Beispielen sündlicher, und durch göttliche Strafen geahndeter Ueppig-

Vielmehr nahm das Leben, besonders auch durch die bei der Bildung des Ritterthums vorwaltenden kriegerischen und religiösen Gedanken, eine strengere Haltung und rauhere Formen an.

Auch die Tracht war sehr einfach und im Wesentlichen noch dieselbe wie im karolingischen Zeitalter, eine Mischung römischer und fränkischer Kleidung; die römische durch den Gürtel gefaltete Tunica, ein längerer oder kürzerer Mantel, durch die Fibula auf der Brust zusammengehalten, fränkische Strümpfe oder Hosen, Schnürstiefeln, runde Schilde und der lederne Harnisch waren ihre wesentlichsten Bestandtheile. An den Höfen kam byzantinische Tracht, zunächst als fürstlicher Schmuck in Aufnahme. Schon Karl der Kahle hatte sie als einen Theil des kaiserlichen Ceremoniels, mit dem er sich umgab, adoptirt¹⁾, aber er fand, wie es scheint, darin noch keine Nachfolge, denn von Otto I. wird ausdrücklich erwähnt, dass er sich nach vaterländischer Weise kleidete²⁾. Sein Enkel aber, der Sohn der Theophanu, versuchte wieder byzantinische Sitten einzuführen, und die anderen Fürsten des Abendlandes trugen wenigstens die lange Tunica wie die Byzantiner, vielleicht aber ohne Rücksicht auf die griechische Sitte als feierliches, durch den Gebrauch der Kirche geheiligtes Kostüm. Denn eine genauere Nachahmung byzantinischer Formen war damit keinesweges verbunden, oder erhielt sich doch nicht lange. Beim Beginn der Kreuzzüge finden wir, dass Gottfried von Bouillon und seine Helden sich bei ihrer Vorstellung am Hofe des byzantinischen Kaisers zwar mit kostbaren Stoffen in Goldbrokat und Pelzen schmücken, aber, wie ausdrücklich erwähnt wird, in fränkischer Tracht³⁾. Die wichtigste Neuerung auf diesem Gebiete, die Eisenrüstung aus beweglichen Ringen oder Schuppen (*cotte de mail*) muss um die Mitte des 11. Jahrhunderts aufge-

keiten auch die Gemahlin eines Herzogs von Venedig, eine Byzantinerin (*Constantinopolitanae urbis civem*) an, welche die Speisen nicht mit ihren Händen berührte, sondern sie von ihren Eunuchen klein schneiden liess und mit gewissen goldenen und zweizahnigen Gabelchen (*quibusdam furniculis aureis atque bidentibus*) zum Munde führte. Man sieht also, dass dieser Gebrauch der Gabeln zur Zeit des Petrus († 1072) im Abendlande unbekannt war. Petrus nennt den Gemahl der Herzogin nicht, die Art, wie er der Sache erwähnt, lässt aber keinen Zweifel, dass er von einer Zeitgenossin spricht, wie denn auch der Chronist Dandolo im 14. Jahrh. die Thatsache ohne Weiteres auf die Gemahlin des Herzogs Dominicus Sylvo bezieht (*Murat. Scr. rer. It. XII. p. 247*).

¹⁾ *Carolus consuetudinem regum Francorum contempnens, Graecas glorias optimas arbitrabatur. Annal. Fuld. ad an. 876 bei Luden D. G. VI. 541.*

²⁾ Widukind bei der Schilderung Otto's I.: *Habitus patrius; ut qui numquam sit peregrino usus. Selbst bei der Krönung in Aachen war er „tunica stricta more Francorum indutus“.* (*Pertz Mon. germ. hist. Scr. III. p. 437.*)

³⁾ So Albertus Aquensis, der die Kleidung, in der Gottfried und seine Ritter vor dem byzantinischen Hofe erscheinen, beschreibt.

kommen sein, denn schon auf der berühmten Tapete von Bayeux, der fast gleichzeitigen Darstellung der Eroberung England's durch die Normannen, finden wir sie vorherrschend. Das Panzerhemde bildet hier bei der Mehrzahl der Krieger nur ein Stück, das ausser dem Leibe den Kopf, den Oberarm und die Schenkel bedeckt, und wahrscheinlich so angezogen wurde, dass man zuerst die Beine, dann die Arme hineinsteckte, und endlich die grosse, dazu dienende Oeffnung auf der Brust durch Riemen zuschloss. Die Beine wurden dabei nach alter fränkischer Weise mit Strümpfen und Kreuzbändern bekleidet. Vornehmere Personen sind aber schon ganz mit Eisen bedeckt, indem ihre Rüstung aus zwei Theilen besteht, aus der Eisenhose und aus dem Panzerhemde (*hauberc*), das wie die gewöhnliche *Tunica* einen über die Schenkel herüberfallenden Schooss hat. Unter dieser Rüstung trug man denn ein starkes und weiches Wams (*gambasia*), das den Druck des Eisens auf den Körper milderte, legte auch wohl zur Sicherung der Brust eine Eisenschale auf dieselbe. Ebenso wurde der Kopf zunächst mit einer kugelförmigen oder cylindrischen Eisenhaube bedeckt, über welche man das Kopfstück des Eisenhemdes (*cap-mail*, *camail*) herüberzog. Dieses umschloss mit seinem unteren Theile das Kinn und die Wangen, so dass nur ein kleiner Theil des Gesichts frei blieb, den man auch wohl noch durch ein von der Eisenhaube heruntergehendes Nasenstück (*nasale*) besser zu schützen suchte. Das Schwert wurde anfangs noch unter dem Panzerhemde umgeschnallt, so dass nur der Griff durch eine Oeffnung desselben hervortrat. Der Schild war rund und wurde ausserhalb des Kampfes an einem Riemen auf dem Rücken getragen. Erst durch die Kreuzzüge und nach dem Beispiele von Griechen und Arabern kamen Verfeinerungen auf, namentlich das Oberkleid (*hoqueton*, wie man vermuthet nach dem Griechischen *ὁ χιτῶν*), das bald länger, bald kürzer, bald von leichterem Stoffe, bald wattirt, vom Degengürte und von einem besonderen Gürtel über den Hüften gehalten wurde, und das nun wenigstens heitere Farben anzubringen gestattete. Diese Eisenrüstung war die Auszeichnung der Ritter. Sie wurde nicht bloss in der Schlacht, sondern auch bei feierlichen Handlungen, natürlich dann mit herabfallender Kaputze getragen¹⁾. Das Volk behielt die hergebrachte Kleidung, und für gemeine Krieger blieb auch der lederne Panzer noch im Gebrauch. Auch die geistliche Tracht, obgleich mit Gold und Stickereien reich geschmückt, hat noch schwerfällige und unentwickelte Formen; die *Mitra* ist niedrig, die *Casula* ein weites, auf den Armen liegendes Gewand, über dessen Last alternde Männer sich beschwerten.

Eine wechselnde Mode gab es noch nicht; mit dem Ritterthume regte

¹⁾ So finden wir auf dem Taufbecken in S. Bartholomaeus in Lüttich aus dem 12. Jahrh. die Ritter als Taufzeugen gekleidet.

sich aber auch auf diesem Gebiete ein Geist der Neuerung, wir finden besonders bei den romanischen Völkern Klagen über Kleiderluxus und Weichlichkeit. Wilhelm von Malmesbury bemerkt an den Männern weibisches Wesen in Tracht, Haarwuchs und Bewegungen¹⁾. Ordericus Vitalis sieht in dieser Abweichung von der alten Sitte eine der Ursachen, welche den ersten Kreuzzug nöthig machten. Nach dem Tode Gregor's VII., Wilhelm's des Eroberers und anderer frommer Fürsten sei, so klagt er, die Tracht der Väter verlassen, Fulco von Anjou, der Mann dreier Weiber, sei der Erfinder von Schuhen, deren Spitzen wie der Schweif des Scorpions in die Luft ragten, Ritter gingen vorne kahl wie die Diebe, hinten mit Locken wie Buhlerinnen; sie behängten die Arme mit langen und weiten Aermeln, so dass sie die Hände kaum zu nützlichem Thun gebrauchen könnten²⁾. Zwar sind solche Klagen eben so sehr der Beweis einer noch vorherrschenden Strenge als der beginnenden Weichlichkeit; aber sie zeigen doch, dass die ersten Neuerungen in der Tracht aufkamen und durch ihren Gegensatz zu der sonstigen Einfachheit auffielen. Namentlich ist die frühzeitige Erscheinung der Schnabelschuhe merkwürdig, da diese bizarre Mode, wie jetzt bei dem ersten Aufkommen, so auch bei der späteren Nachblüthe des Ritterthums wieder eine grosse Rolle spielte und also wie durch eine innere Nothwendigkeit an dasselbe gebunden erscheint.

Im Ganzen also zeigt die Tracht noch keine entschiedene Eigenthümlichkeit, noch nicht das Erwachen eines bestimmten Geschmacks. Sie ist zwar, wie immer, eine charakteristische Aeusserung des Zeitgeistes, so weit es diese untergeordnete Sphäre gestattet, aber sie giebt ein mehr negatives als positives Resultat. Sie verräth, dass das Gebiet des individuellen Lebens, dem sie angehört, noch wenig angebaut ist, indem sie den Körper bloss als eine plumpe Masse, ohne Andeutung der feineren Gegensätze seines Baues zeigt. Sie wird eben desshalb, sobald sie reich oder zierlich ausgestattet werden soll, schon jetzt weichlich oder bizarr. Sie deutet daher, wenn wir sie als eine Vorübung des künstlerischen Bildungstriebes betrachten, fast nur auf die Mängel der gleichzeitigen Kunst hin und bereitet uns darauf vor, dass auch die Kunst in denjenigen ihrer Zweige, welche dem individuellen Leben entsprechen, zurückblieb und ihre Kraft

¹⁾ Willh. Malm. Lib. IV c. 1. ed. Hardy p. 498. Tunc (unter Wilh. Rufus) fluxus crinium, tunc luxus vestium, tunc usus calceorum cum arcuatis aculeis inventus, mollitudo corporis certare cum foeminis, gressum frangere, gestu soluto, latere nudo incedere, adolescentium specimen erat.

²⁾ Ordericus Vitalis lib. 8 in Bouquet Ser. rer. Gall. T. 12 p. 637; auch bei Ducange Gloss. s. v. Pigacia, denn mit diesem unverständlichen Namen belegte man jene Schnabelschuhe.

und Schönheit mehr in den Gebieten entwickelte, in welchen die allgemeineren Verhältnisse sich spiegeln.

Dies ist, wie wir schon wissen, eine gemeinsame Erscheinung in allen primitiven Epochen. Die Völker beginnen stets ihr geistiges Leben durch die Ahnung höherer allgemeiner Ursachen; sie nehmen die ihnen durch die Tradition oder durch einzelne Seher gebotenen Symbole mit ehrfurchtvoller Begierde auf und unterwerfen sich der dadurch gebildeten Religion mit rücksichtslosem Eifer. Die Ansprüche des individuellen Gefühls, die Aeusserungen des individuellen Gedankens sind noch unbedeutend. Ein priesterlicher Charakter prägt sich daher in ihren Gesetzen, in ihren Sitten und in ihrer Kunst aus. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor; es kann daher nicht überraschen, dass wir, so gross die Verschiedenheit zwischen hellenischer und christlicher Religion war, in der Kunst dieser Zeit Züge finden, welche lebhaft an den hieratischen Styl der Griechen erinnern. Die Architektur ist daher auch hier die vorherrschende Kunst. Die Bildwerke stehen unter ihrem Einflusse, sind mathematisch geregelt; die Züge des Lebens treten in ihnen bald roh, bald mit feierlicher Zierlichkeit auf, das Wirksame und Bedeutende in ihnen ist nicht die Frische eines Naturzustandes, sondern der strenge, grossartige Ernst religiöser, durch priesterliche Satzung gebundener Empfindung.

In dieser Epoche kam dazu, dass die christliche Priesterschaft ihren Geist, ihre Anschauungen nicht, wie in Griechenland, aus dem Volksleben, sondern durch eine schriftlich oder traditionel fixirte Lehre erhielt, und dass alle Kunst nur von der Kirche und besonders von den Sitzen grösserer Strenge, von den Klöstern, ausging. Sie bildete einen Theil der geistlichen Thätigkeit. Man darf zwar nicht, wie es häufig geschehen ist, alle die Bischöfe und Aebte, von denen es in den Chroniken heisst, dass sie Kirchen, Klöster, Schlösser erbaut oder mit Bildwerken ausgestattet hätten, für wirkliche Künstler erklären; gewöhnlich bezeichnen diese Ausdrücke (*construxit, aedificavit, in constructione laboravit* u. s. w.) nur den Bauherrn oder die Thätigkeit der äusseren Administration, während der Baumeister oder Künstler selbst ein diesem Kirchenoberen untergeordnetes Glied des Diöcesanklerus oder des Klosters war, der als ein blosses Werkzeug betrachtet und dessen Namen mit Stillschweigen übergangen wurde¹⁾. Oft

¹⁾ Math. Paris (*Vita Abb. S. Alb.* p. 1054) erzählt von einer neuen Bedachung des Klosters S. Alban, die durch einen Mönch, Michael von Thydenhanger, ausgeführt sei. Indessen, fügt er hinzu, müsse man das Werk dem Abte zuschreiben, denn der, welcher durch seine Autorität die Vollendung eines Werkes veranlasse, sei der wahre Urheber desselben. (*Willis, Arch. hist. of Cant. Cath.* p. 120.) Vgl. eine reiche Sammlung aufklärender Stellen bei Springer, *de artificibus laicis et monachis mediæ ævi.* Mith. d. k. k. Central-Comm. VII. p. 1 ff.

aber waren diese Kirchenfürsten wirklich selbst Künstler und namentlich Bauverständige. In den Klöstern, wenigstens in den grösseren, war man so sehr auf bauliche Unternehmungen eingerichtet, dass jegliche Laienhülfe entbehrt werden konnte¹⁾. Jedenfalls aber waren die Klöster und Domschulen die einzigen Bildungsstätten der Künstler, und die Begriffe der Kunst und der Klöster waren in der Vorstellung der Zeit so identisch, dass man es als sich von selbst verstehend ansah, dass mit den Klöstern auch die Kunst untergehen müsse²⁾.

Ueber die Wirkung dieser Vereinigung hat man sehr verschieden geurtheilt. Einige haben sie als die Ursache des christlichen Charakters der Kunst des Mittelalters gepriesen³⁾, andere sie für alle Mängel derselben verantwortlich gemacht. Beides ist sehr übertrieben und beruht auf einer Verkennung der Verhältnisse.

Die Geistlichkeit bildete damals nicht in dem Sinne wie heute einen einzelnen Stand, sie umfasste vielmehr alle Stände, mit Ausschluss des Waffenamtes und der niedrigsten Stufe des Verkehrs. Eine Theilung der Arbeiten, wie sie sich in civilisirten Zeiten naturgemäss bildet, war überall noch nicht eingetreten; in den Schulen der Klöster und der Bischöfe wurden alle Künste und Wissenschaften und selbst alle Handwerke gelehrt. Zu der Einsicht, dass gewisse Leistungen besondere natürliche Anlagen forderten, dass derselbe Schüler in einer Beziehung sehr fähig und dessen ungeachtet für andere Aufgaben unbrauchbar sein könne, war man noch nicht gelangt. Man unterrichtete daher die begabteren in allen Fächern, hielt den Gelehrten zu Allem berufen und nahm ihn für Alles in Anspruch. Freilich machte sich die Verschiedenheit des Talentes immer geltend, viele bewiesen sich ohne Zweifel für künstlerische Arbeiten ganz untüchtig, und es verstand sich von selbst, dass man, besonders bei grösseren und wichtigeren Unternehmungen sich nach dem Fähigsten und Bewährtesten unter

¹⁾ Tritheim (Chron. hist. ann. 1082). *Wilhelmus Abbas monasterium novem annis per monachos suos perfecit, quippe cum ferme erant ducenti numero. Erant inter eos latomi, fabri lignarii, ferrarii et architecti in omni arte et scientia architecturae peritissimi.* Die niedrigste Klasse der Laienbrüder diente als Handlanger, wie dies bei dem Bau von St. Gallen durch eine von Notker verfasste Inschrift bemerkt war (*fascies portantibus pauperibus monachis lapidum, calcisque et arenae*). Keller, Bauriss des Klosters St. Gallen S. 12.

²⁾ Der Abt von Tegernsee in einem Schreiben an Heinrich IV. (Pez. Anecd. T. VI. P. 1. p. 239) über die unwürdige Behandlung der Klöster klagend: *Si vero istos ullus coenobitas vendicet in servitutum, profecto hic deficiet omne artificii exercitium; quia posthinc, quos taedet vivere, nullum his desiderium est pingere aut scribere.* (Fiorillo, G. d. z. K. in Deutschland I. 189.)

³⁾ Montalembert, *l'art et les moines*, in den *Annal. archaeol.* VI. p. 121, und Kreuser in den *Dombriefen* und dem *Werke über den christlichen Kirchenbau*.

den Mitgliedern des Diöcesanklerus oder des Klosters umsaß. Allein schon wegen dieser Beschränkung auf einen engeren Kreis konnte man nicht sehr ängstlich wählen und sah jedenfalls mehr auf technische Kenntnisse als auf einen geistigen Beruf. Daher finden wir fast kein Beispiel, dass einer der ausgezeichneten Männer nur in Einer Kunst gerühmt wird; er umfasst meistens alle, ist Baumeister, Erzgiesser, Bildner, Maler, auch wohl Kalligraph, Goldschmidt und sogar Orgelbauer, wirkt ausserdem als Schulmann und Gelehrter, als Prediger und Theologe, vereinigt zuweilen mit allen diesen Aufgaben noch die des Arztes, des Staatsmannes und Juristen. Mehrere der Männer, welche als Leiter und Ausübende von Kunstschöpfungen genannt werden, sind auch Rathgeber und Kanzler der Fürsten, begleiten sie auf ihren Reisen, und bewegen sich überhaupt in einem Chaos von Geschäften, deren Bewältigung kaum begreiflich ist. Besonders in Deutschland sind die Beispiele dieser Art sehr zahlreich und werden durch die Grösse des Reichs, die weite Entfernung verschiedener gleichzeitiger Unternehmungen und durch das Wanderleben, welches diese Männer mit dem kaiserlichen Hofe führten, um so auffallender¹⁾. Es ist einleuchtend, dass eine solche Vielgeschäftigkeit mit dem künstlerischen Beruf nicht wohl vereinbar war. Wenn auch, wie man voraussetzen darf, diese hochgestellten, vielfach in Anspruch genommenen Männer die Ausführung nicht mehr selbst übernahmen, so gaben sie doch den Ton an, und ihre übrige Thätigkeit wirkte auf die Kunst zurück. Man hat wohl die Mängel dieser Kunstepoche der klösterlichen Abgezogenheit und Unkenntniss der Mönche, welche sie übten, zugeschrieben; in gewissem Sinne verhielt es sich aber gerade umgekehrt, die Kunst stand vielmehr mit dem praktischen Leben in allzu grosser,

¹⁾ Ein Beispiel dieser Art ist Bischof Bernward von Hildesheim, der wirklich in allen jenen Fächern thätig war, und dessen noch in Hildesheim erhaltene Arbeiten unten anzuführen sein werden. Indessen zog er sich nach der Verleihung des Bisthums von seinem Amte als Kanzler des Reichs zurück und widmete sich ganz seiner Kirche und der Kunst. (Vgl. Kratz, der Dom zu Hildesheim. Th. III.) Noch augenscheinlicher zeigt sich diese Vielseitigkeit bei dem Bischof Benno von Osnabrück († 1088; vgl. Vita Bennonis bei Pertz, Mon. Scr. XII., 58—84). Er tritt zuerst als Lehrer, aber auch schon als Baumeister in Hildesheim auf, zeichnet sich dann in Ungarn auf einem Heerzuge durch kluge Veranstaltungen bei einer Hungersnoth aus, leitet darauf den Bau der Burgen, die Heinrich IV. errichten lässt, dann als Statthalter (Vicedominus) des Erzbischofs Anno die weltlichen Angelegenheiten des Erzbisthums Köln. Endlich als Bischof von Osnabrück beschäftigt er sich vorzugsweise mit der Austrocknung der Sümpfe und wird dadurch als Wasserbaumeister so berühmt, dass der Kaiser ihn nach Speyer beruft, um den Dom gegen das Andringen des Rheins zu schützen. Später begleitet er den Kaiser oft auf seinen Reisen, leitet aber während dessen die angefangenen Bauten durch Korrespondenz, und führt beständig Künstler mit sich, welche die Kunstwerke, die ihm auffielen, kopiren mussten. Andere Beispiele sind bei Fiorillo, Gesch. d. z. K. in Deutschland, aufgezählt.

nicht wünschenswerther Verbindung. Der Staatsmann, der Priester und überhaupt jeder, der praktisch wirkt, muss im Drange der Umstände mit dem Erreichbaren zufrieden sein, kleine Uebel wegen grösserer Vortheile übersehen, er darf nicht nach dem Höchsten, dem Vollendeten streben, nicht mit weichherziger Vorliebe am Einzelnen hängen. Seine Hand, an den Kampf mit harten Stoffen gewöhnt, wird nothwendig das zarte Gefühl für die feineren Schönheiten verlieren. Mit Recht und instinktmässig pflegen sich daher auch die Künstler von allzugrosser, praktischer Thätigkeit fern zu halten. Diese Vermischung so heterogener Thätigkeiten wirkte aber besonders nachtheilig in Beziehung auf die darstellenden Künste. Der Architektur stand sie weniger im Wege, weil diese Kunst selbst von der Nützlichkeit ausgeht, weil sie, wie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, vorwaltenden Verstandes bedarf, und ihre geistige Aufgabe in der Darstellung allgemeiner Verhältnisse hat, in deren Würdigung der Blick des klugen Weltmannes geübt wird, weil endlich das Detail ihrer Formen keine praktische Anwendung duldet. Die darstellenden Künste dagegen, weil sie allgemein verständliche Gestalten mit moralischen Beziehungen geben, können allerdings auch zu Nutzanwendungen gebraucht werden, aber ein solcher Gebrauch ist ihrem Wesen feindlich, zerstört gerade die innere Freiheit ihrer Entfaltung. Und doch brachte es die Noth der Tage und die lehrhafte Stellung der Geistlichen mit sich, dass sie nach unmittelbaren Wirkungen strebten. Sie mussten gewissermaassen ihre Kunstübung dadurch rechtfertigen, dass sie sie als nützlich betrachteten. Das konnte in mehrfacher Weise geschehen. Der allgemeinste, künstlerischer Auffassung nächste Zweck war der unbestimmtere, durch ernste, strenge Haltung und Würde die Beschauer feierlich zu stimmen, rohe, sinnliche Gefühle aus ihrer Brust zu verdrängen, sie zur Theilnahme am Kirchendienste vorzubereiten. Dieser Zweck war ohne Zweifel auch der vorherrschende, aus ihm gingen die höchsten Leistungen der Zeit hervor, die meisten Kunstwerke verrathen ihn. Sie dienen nur der Architektur, verstärken die Stimmung, welche diese hervorbringen sollte. Dies wird indessen nirgends von den gleichzeitigen Schriftstellern ausgesprochen; es verstand sich für feinere Gemüther von selbst, lag aber nicht in dem bewussten Zwecke der Zeit. Daher genügte es auch der grossen Zahl gemeiner Praktiker unter den Geistlichen noch nicht, sie wollten noch eine andere, handgreiflichere Nützlichkeit. Ihnen musste es wichtig scheinen, die rohe, stumpfe Masse zu bewegen, den Mängeln abzuhelfen, mit denen der Beichtvater und der Lehrer täglich zu kämpfen hatte. Daher finden wir es denn häufig ausgesprochen, dass das Bild auf die Unwissenden wirken, die Schrift bei denjenigen, die sie nicht lesen konnten, ersetzen, ihnen die heiligen Hergänge versinnlichen solle. Dieser Zweck war bei

einem rohen, aber gläubigen Volke leicht erreicht, und es wird oft gerühmt, dass die Einfältigen, welche dem Worte und der Ermahnung unzugänglich gewesen waren, durch die Bilder tief, zu Thränen gerührt und bekehrt worden seien¹⁾. Indessen bedurfte es dazu bei rohen Gemüthern starker, greller Motive; auf tiefere Wahrheit, auf feinere, der Natur abgelauschte Züge kam es nicht an, sondern auf derbe Darstellung der Martern, Leiden und Wunder. Schrecken, Erstaunen, Furcht zu erregen, den Gedanken an Strafe hervorzurufen, die stumpfe Phantasie mächtig zu treffen und das Gewissen aus seinem Schlummer zu wecken, das war die zuweilen mit dürren Worten ausgesprochene Aufgabe der Kunst²⁾. Es ist begreiflich, dass gewaltsame Bewegungen, Uebertreibungen aller Art für diese Zwecke am dienlichsten waren, und dass selbst die Unschönheit der Gestalten dazu mitwirken konnte.

Ein zweiter für die Kunst nachtheiliger Umstand war die traditionelle Stellung der damaligen Welt. Die Griechen des hieratischen Zeitalters, wenn auch bei ihnen der Sinn ausschliesslich auf das Strenge und Allgemeine gerichtet war, und wenn sie auch, sei es aus Asien, sei es aus Aegypten, künstlerische Traditionen erhalten hatten, welche sie mit religiöser Ehrfurcht befolgten, schöpften doch im Wesentlichen aus der Natur. Die Völker unserer Epoche betrachteten dagegen die Tradition als ihre ausschliessliche Lehrmeisterin; der Gedanke, die Natur zu beobachten und aus ihr zu nehmen, war ihnen völlig fremd. Sie wussten daher auch in der Kunst nicht anders, als aus überlieferten Vorbildern zu lernen und diese nachzuahmen; sie hatten dabei die Erzeugnisse der altchristlichen und spätrömischen oder allenfalls byzantinischen Kunst, mithin bereits abgeleitete, halbverstandene Vorbilder vor sich, und fassten ihrerseits dieselben wieder mit halbem Verständniss auf.

Mit dieser Stellung zur Natur und mit jener Auffassung der Kunst als einer Schrift hing denn auch die Symbolik dieser Epoche zusammen. Es war noch nicht jene höhere Symbolik, welche die Natur als eine Offenbarung Gottes betrachtet, in ihren Erscheinungen eine geistige Bedeutung, in der Gliederung natürlicher und historischer Verhältnisse eine Gedankenreihe ahnet oder mit naiver Poesie hineindichtet. Es war eine Symbolik einzelner Begriffe. Der Geist war von den Lehren der Schrift mächtig getroffen und erfüllt und versuchte sie künstlerisch auszusprechen. Aber

¹⁾ Z. B. Walafriid Strabo (de rebus eccl. c. 8): Et videmus aliquando simplices, qui verbis vix ad fidem gestorum possunt perducī, ex pictura passionis Dominicae vel aliorum mirabilium ita compungi, ut lachrymis testentur, exteriores figuras cordi suo impressas.

²⁾ So am Dome zu Autun an einer Darstellung des jüngsten Gerichtes: Terreat hic terror, quos terreus alligat error. Nam fore sic verum notat hic horror specierum.

diese Lehren waren noch in der Form des abstracten Gedankens aufgefasst, sie waren noch nicht vollständig flüssig, man konnte sie daher auch nur vereinzelt wiedergeben. Und noch mehr fehlte es an dem Verständniss der Natur, welches die entsprechende Erscheinung aufzufinden vermochte. Dem mangelhaften Gedanken entsprach daher ein mangelhaftes Bild, der Zusammenhang des Einzelnen mit dem Gesamtinhalte war ein loser und willkürlicher. Die Bildersprache war, wie die des Wortes, noch nicht frei und leicht, sondern von der Tradition gebunden, Fremdes mischte sich mit Eigenem, Selbstgedachtem. Man behielt daher die altchristlichen Symbole, soweit sie noch bekannt waren, bei, vermehrte ihre Zahl aus einzelnen mystischen Andeutungen kirchlicher und profaner Autoren, folgte der tropischen Rede der heiligen Schriften wörtlich und kam so zu einer Hieroglyphik, welche oft, bis ein Zufall uns in der zum Grunde gelegten schriftlichen Aeusserung den Schlüssel giebt, völlig unverständlich, oft durch die auch hier einwirkende Subjectivität des Bildners so entstellt ist, dass wir sie auch dann nur unvollständig verstehen, die aber freilich auch diesen Werken einen geheimnissvollen Reiz verleiht, ein Zeugniss des frommen Geistes der Zeit, und wenn wir den Gedanken ganz entdecken, die Freude des Einblickes in ein kindliches Gemüth gewährt.

Alle diese Mängel und Eigenthümlichkeiten der damaligen Kunst wurden aber von den Zeitgenossen nicht wahrgenommen; keine Aeusserung der Schriftsteller deutet darauf hin. Die grosse Menge kannte natürlich nichts Anderes und konnte nicht vergleichen, und den Gelehrten war auch der Begriff der Kunst traditionel geworden, sie wendeten die Phrasen, welche sie bei den antiken Autoren fanden, auf die Werke ihrer Zeit an. Daher das ausschweifende Lob, welches wir manchmal höchst schwachen Erzeugnissen gezollt finden; daher gelegentliche Aeusserungen, die, wenn sie nicht alten Schriftstellern entlehnt wären, ein tieferes Verständniss wahrer Kunst voraussetzen würden, als in der That damals möglich war¹⁾ Man glaubte

¹⁾ So erklärt Johannes Scotus Erigena im neunten Jahrhundert (De divina providentia, lib. 5, fol. 275, bei Neander K. G. IV. 399) die Zulassung des Bösen in der Welt durch Vergleichung derselben mit einem Gemälde. Wie nämlich in einem solchen die einzelnen Gegenstände für sich keine Bedeutung hätten und als solche hässlich sein könnten, ohne der Schönheit des Ganzen Eintrag zu thun, so verschwinde auch die Bedeutung des Bösen für den, der das All betrachte. (Omnia, quae in partibus universitatis mala, inhonesta, turpia ab his, qui simul omnia considerare non possunt, judicantur, in contemplatione universitatis veluti totius ejusdam picturae pulchritudinis neque turpia neque inhonesta neque mala sunt.) So spricht Anselm von Canterbury von einem Maler, der aus der Ideenwelt schöpfte: Aliud enim est, rem esse in intellectu et aliud intelligere rem esse. Nam cum pictor praecogitat imaginem quam facturus est, habet eum quidem in intellectu, sed nondum esse intelligit,

daher zu besitzen, was man nur durch eine halb verstandene Theorie erfuhr, und beruhigte sich leicht bei unvollkommenen Leistungen. Allein wenn auch diese Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Kunst abtödtend und einschläfernd wirken und die gedankenlose Imitation der wenigen überlieferten Vorbilder in den Klosterschulen begünstigen musste, gab sie doch andererseits ein Gegengewicht gegen jene obenerwähnte Nützlichkeitsrück-sicht. Man behielt dadurch wenigstens eine Kenntniss von der allgemeinen Bestimmung und von der Idealität der Kunst, welche bei einzelnen bedeutenderen Männern einen wahren Enthusiasmus für sie erzeugen konnte, wovon ich später Beispiele geben werde, und die es möglich machte, dass die ausübenden Künstler ungeachtet ihrer beschränkten Mittel sich hohe Ziele setzten.

Und so schufen sich denn allmählig, ungeachtet aller Hindernisse, die grossen Gedanken, welche die Zeit bewegten, einen verständlichen Ausdruck. Zuerst geschah dies, wie gesagt, in der Architektur. Auch an ihr erkennen wir die Schwächen der Zeit, die Spuren der Rohheit und Unfreiheit. Dahin gehört die Unvollkommenheit alles Technischen, die Ungenauigkeit der Maasse, der Mangel an Erfahrung und an richtiger Abwägung von Zweck und Mitteln, die Sorglosigkeit, welche bald zur Verschwendung, bald zur Unzulänglichkeit des angewendeten Materials führte¹⁾; dahin auch oft die plumpe, charakterlose und unvollständige Ausführung der Ornamente und endlich die oft missverstandene Nachahmung antiker Glieder. Allein man darf diese Mängel doch nicht mit allzustrengen Augen betrachten; sie wurden das Mittel zur Erfindung neuer Formen.

Wenn die Architektur dieser Zeit sich an das Vorbild der römischen hielt, so war das keineswegs eine gedankenlose Nachahmung, sondern stand mit allen andern Anschauungen in Harmonie. Nicht bloss die Kaiser, sondern auch die Vertreter des hierarchischen Systems hatten eine imperatorische Alleinherrschaft im Auge; diese war ihr Ideal. Allein dies doch nur im Allgemeinen; zu der vollen Consequenz der römischen Despotie bekannte sich denn doch Niemand. Gewiss nicht die Kaiser, die

quod nondum fecit etc. Indessen war dies Beispiel wohl schon im philosophischen Gebrauche hergebracht, wie denn Vincentius Bellovacensis bei einem verwandten Gedanken ausdrücklich den Plato anführt (vgl. Tennemann, Gesch. d. Phil. VIII. 481).

¹⁾ Viollet-le-Duc (in César Daly's *Révue de l'Arch.* Vol. X), der so viele romanische Gebäude bei der Gelegenheit von Restaurationen kennen gelernt hat, bezeugt, dass bei den meisten derselben die Fundamente höchst schwach und in unhaltbarer Weise angelegt, dass in den Mauern oft Holzstücke zur Verbindung angebracht waren, welche durch ihr Verfaulen nothwendig Lücken hervorbringen und die Dauerhaftigkeit gefährden mussten, u. dgl. Die Ungenauigkeit der Maasse kann fast an allen Gebäuden dieser Epoche wahrgenommen werden.

sich nicht einmal entschliessen konnten, die Freiheit durch allgemeine Gesetze zu beschränken. Aber auch nicht die Vertreter der Hierarchie, so sehr sie zu durchgreifenden, schneidenden Aussprüchen geneigt waren. Ihre Macht ruhte ja ganz auf der Begeisterung der Massen, auf den Gefühlen der Individuen; wenigstens den Schein der Freiheit mussten sie ihnen bewahren. Solchen Zuständen würde die ächte römische Architektur mit ihrer durchgeführten Gleichheit und der imponirenden Wiederholung derselben Form an der ganzen Flucht gewaltiger Bauten, mit ihrer militärischen Disciplin wenig entsprochen haben. Zwar hatte die Idee einer solchen gebieterischen Einheit auch jetzt noch ihre Bedeutung nicht verloren, der zügellosen Freiheit musste das abstracte Gesetz, der Verwilderung das Bild geregelter Einheit vorgehalten werden. Aber das Christenthum und der germanische Geist verlangten freie Geltung des Individuellen, eigene Ueberzeugung, und dies Gesetz der Freiheit war so tief in den Gemüthern begründet, dass es auch die unwillkürlichen Handgriffe des schlichten Arbeiters leitete. Manche Abweichungen von der antiken Weise, manche scheinbaren Unregelmässigkeiten sind daher nicht Fehler, sondern schon, wenn auch noch sehr unvollkommene Aeusserungen dieses wohlberechtigten Gefühls, erste, vielleicht kindisch unsichere, aber doch entscheidende Schritte zu dem richtigen Ziele. Die Rohheit der Völker selbst wurde hier zum Mittel für die Erreichung eines höheren Zweckes, sie gab die Lücken, durch welche der neue Geist eindringen konnte. Ein civilisirtes und disciplinirtes Volk wäre durch die antike Regel ertödtet; die noch ungebändigte Natur half sich selbst. Am deutlichsten zeigt sich dies an den Ornamenten. Der römische Styl forderte, dass alle, auch die reichsten Verzierungen am ganzen Gebäude an derselben Stelle unverändert wiederkehrten. Noch an den karolingischen Bauten hatte man es, wenigstens in Betreff der Kapitäle, ebenso gehalten. Dem germanischen Gefühl war dies unerträglich, nur bei völlig schmucklosen oder höchst einfachen Würfelknäufen liess man sich Wiederholung gefallen; die Verzierung konnte man sich als den Ausdruck individuellen Gefühls nur wechselnd, nur von einem selbstständigen Gedanken, einer persönlichen Empfindung eingegeben denken. Jeder einzelne Arbeiter glaubte sich daher berechtigt und verpflichtet, seinen eigenen Gedanken und Gefühlen zu folgen. Daher denn die unendliche Menge steter Variationen, die oft anmuthigen, oft harten und willkürlichen Formen, daher die gedrängten, stämmigen, unförmlichen Figuren an diesen Kapitälern, deren Bedeutung uns unverständlich bleibt oder sich kaum errathen lässt. Anfangs traten diese Aeusserungen des individuellen Gefühls freilich sehr ungeschickt, willkürlich und roh hervor, aber auch so verdienen sie die Missachtung nicht, mit denen man sie später, von dem Standpunkte der wieder erweckten antiken Kunst ausgehend,

betrachtet hat. Sie erscheinen sofort in ganz anderem Lichte, wenn man sie nicht als einen Verstoss gegen die allein wahre Regel, als blosser Aeusserungen der Ungeschicklichkeit, oder gar als verstohlene Freiheiten des knechtischen Sinnes, der sich an dem aufgezwungenen Gesetze rächt, sondern als die ersten Regungen eines richtigen Instinktes ansieht, der, gegen die Macht uralter Traditionen ankämpfend, sich mühsam Bahn bricht. Wir werden dann geneigt sein, auf die freilich noch unklaren Intentionen einzugehen und diese Versuche einer beginnenden Kunst nicht bloss wegen ihrer Naivetät und Anspruchslosigkeit mit Nachsicht, sondern selbst mit Befriedigung und Anerkennung zu betrachten. Auch führten diese noch ungeordneten und vereinzelt Bestrebungen bald zur Entdeckung eines neuen Gesetzes. Sobald man die unabweisbare Berechtigung individueller Aeusserung anerkennen musste und doch auf die Einheit nicht verzichten konnte, ergab sich von selbst das Gesetz der relativen Einheit und Gleichheit, des rhythmischen Wechsels, der Gruppe, das sich an der Ausbildung des Grundrisses in seinen einzelnen Theilen, an dem Wechsel von Pfeilern und Säulen, an der gleichen Grundform verschiedenartig verzierter Kapitäle, an dem reichgebildeten zusammengesetzten Pfeiler, und an vielen anderen Einzelheiten kundgab und bewährte, und allmählig das ganze Gebäude durchdrang. Es war hier offenbar, im Vergleiche mit der mechanischen Ordnung der römischen Architektur, ein höheres Gesetz, das Gesetz eines reicher entwickelten organischen Lebens gefunden.

Zwei Elemente verschiedenen Ursprungs sind also hier verschmolzen; die Grundformen der römischen Architektur, die aber von allem Specifischen entblösst sind und daher nur durch ihre einfache Regelmässigkeit, durch das Vorherrschen der Kreislinie und des rechten Winkels ihre klassische Herkunft verrathen, und das aus germanisch-christlichen Anschauungen hervorgegangene Gesetz der Individualität der einzelnen Theile. Beide sind untrennbar; ohne die ruhige Einfachheit der Grundformen würde diese Mannigfaltigkeit verwirrend wirken, ohne sie jene Einfachheit leer und monoton erscheinen. In ihrer Verbindung geben sie dagegen das Bild einer grossartigen, aber auf Freiheit gegründeten Einheit, einer strengen, gesetzlichen Ordnung, der sich der Einzelne demüthig, aber nicht knechtisch und mit Widerstreben, sondern freiwillig unterordnet, ihr mit allem Aufwande seiner individuellen Kraft dient; das Bild einer Zeit, in welcher sich die vorherrschende Frömmigkeit sowohl in der Unterordnung unter die Tradition, als in den Regungen des eigenen Gefühls zeigte.

Die darstellenden Künste konnten nicht gleichen Schritt mit der Architektur halten. Auch in ihnen sehen wir den Kampf zwischen der überlieferten Form und den unabweisbaren Anforderungen des Gefühls. Aber das Gefühl war auf diesem Gebiete noch nicht so sicher; das ger-

manische Princip der subjectiven Individualität war in allgemeiner und kirchlicher Beziehung eher verstanden und gewürdigt, als in Beziehung auf das Leben. Indessen begann doch auch hier ein Fortschritt, theils durch die günstige Einwirkung der Architektur, welche den Sinn für Gleichmaass, Regel und Ordnung stärkte, die Nachahmung des Antiken entbehrlicher machte und ein eigenes Gesetz ausbildete, dessen Anwendung auf die bildenden Künste wenigstens geahnet werden konnte, theils durch die unmittelbare Einwirkung der immer kräftiger werdenden höheren Ideen, welche das Zeitalter belebten. Und da waren denn auch hier für diese ersten Aeusserungen des neuen Sinnes die Mängel der künstlerischen Schule eher vortheilhaft, als nachtheilig. Die Unkenntniss und Sorglosigkeit in Beziehung auf naturgemässe Richtigkeit und auf Schönheit der Details gestatteten den Künstlern geradezu und unbehindert von Schwierigkeiten auf die Darlegung des Gedankens auszugehen. Und dies gelingt ihnen dann oft in einer Weise, die auch für uns ergreifend ist. Ungeachtet der unvollkommenen Zeichnung, der eckigen und übertriebenen Bewegungen verstehen wir die Innigkeit der Empfindung, die Tiefe der Demuth, den Ernst des Sinnes, die Ehrfurcht vor den heiligen Gestalten, welche den Künstler beseelte, und werden gerade bei der Einfachheit seiner künstlerischen Mittel davon ergriffen. Wir erkennen schon in diesen ersten Anfängen der neueren Kunst die Richtung auf das Uebersinnliche, welche mehr den Seelenausdruck als die Körperschönheit sucht; wir finden darin den Ausdruck bescheidener Treue und jener christlichen Demuth, welche die höchsten Dinge nur im Gegensatze gegen die eigene Niedrigkeit auffassen kann. Und selbst das Unschöne hat darin einen Werth und eine Bedeutung, dass es charakteristisch das Wesen jener Zeit vergegenwärtigt. Wir sehen die Verwirrung der Verhältnisse, den Kampf zwischen der strengen Regel und der ungebändigten Rohheit. Wir sehen den geängsteten Klosterbruder mit seinen stets hervortretenden Gelüsten, seinen Zweifeln und seiner asketischen Uebung. Wir sehen aber auch die Naturkraft und Fülle, die kindliche Naivetät, die gläubige Festigkeit einer einfachen Zeit. Wir fühlen eine innere Wahrheit auch da, wo unser verwöhntes Schönheitsgefühl auf den ersten Blick beleidigt wird. Wahrhaft bedeutend werden endlich diese ernsten und schlichten Bildwerke oft, wo sie mit der Architektur zusammenhängen, als der letzte individuelle Ausdruck ihrer Tendenz erscheinen, und mit ihr die feierlich fromme Stimmung und den Ernst kirchlichen Gefühls theilen. Wir erkennen dann in diesen mangelhaften Erzeugnissen schon die Keime des Grossen und Herrlichen, das sich im Laufe der Jahrhunderte aus ihnen entwickeln sollte.